

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	3
2. Die Geschichte der Frankfurter Wasserhäuschen.....	6
2.1 Entstehung und Entwicklung bis 1933.....	6
2.2 Das Schicksal der Wasserhäuschen in der Zeit des Nationalsozialismus.....	8
2.3 Die Entwicklung der Trinkhallen in den Jahren des Wiederaufbaus und der Zeit des Wirtschaftswunders	8
2.4 Der Niedergang der Trinkhallen.....	9
3. Medien und Trinkhalle.....	12
3.1 „Störbetrieb“ Trinkhalle.....	13
3.2 Konflikte zwischen Grundeigentümer und Trinkhallenbetreiber	16
3.3 Die Trinkhalle als Gegenstand von Reportagen: vom Bild der Vorurteile bis zur Würdigung einer Frankfurter „Institution“	18
3.4 Bunte Inseln.....	21
4. Die Trinkhalle im Spiegel gesellschaftlicher Veränderungen.....	23
4.1 Stadt- und Raumplanung.....	23
4.2 Die Trinkhalle als Teil von Stadt und Gesellschaft.....	25
4.2.1 Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg.....	25
4.2.2 Die Trinkhalle in der funktionalen Stadt.....	27
4.2.3 Krise des Fordismus.....	29
4.2.4 Stadtentwicklung im Zeichen des Postfordismus.....	31
4.3 Die Rolle der Trinkhalle.....	33
4.3.1 „Kioskverbot“ unter Wallmann.....	34
4.3.2 Erklärungsversuche des derzeit positiven Bildes von Trinkhallen.....	36
4.4 Die Zukunft der Trinkhalle – Die Trinkhalle der Zukunft.....	38
5. Trinkhallenverteilung.....	41
5.1 Auffälligkeiten.....	42
5.2. Fazit.....	44
6. Bürgerinteresse und Behörden.....	46
6.1 Ortsbeiräte.....	47
6.2 Das Ordnungsamt.....	50
7. Nahaufnahmen an der Trinkhalle.....	52
7.1 Öffentliche Orte.....	52
7.1.1 Die Trinkhalle in der Kuhwaldsiedlung.....	54
7.1.2 Die Bockenheimer Trinkhalle.....	55

7.1.3 Trinkhalle Nordweststadt.....	56
7.2 Kommunikationsorte.....	57
7.3 Menschen an der Trinkhalle.....	59
7.3.1 Alltag Trinkhalle.....	59
7.3.2 Gruppengemeinschaft oder Lonely Man?.....	62
7.3.3 Die Bedeutung der Trinkhalle für den Gast.....	64
7.3.4 Arbeitsplatz Trinkhalle.....	67
7.3.5 Trinkhalle und Migranten.....	68
7.4 Alkoholkonsum an der Trinkhalle.....	70
7.5 Die Trinkhallen im Vergleich.....	72
7.6 Freiraum Trinkhalle.....	74
8. Schluss.....	76
9. Literatur.....	82
Anhang.....	88
Interview 1, Hubert M. Gloss.....	88
Interview 2, Günter Zenk.....	91
Interview 3, Pater Bernhard.....	92
Interview 4, Frau Zackel	92
Interview 5, Dr. Kurt Wettengel.....	93
Interview 6, Herr Schauer.....	93
Die Betreiber der Trinkhallen:.....	94
Interview 7, Anna	94
Interview 8, Bülent.....	94
Interview 9, Cünet.....	95
Interviews mit den Gästen:.....	96
Interview 10, Dieter.....	96
Interview 11, Emil.....	98
Interview 12, Farid.....	99
Interview 13, Gregor.....	100
Erklärung.....	102

1. Einleitung

Im Sommer 2003 kam es zu folgender Szene an einer Bockenheimer Trinkhalle: Ein offensichtlich armer Schlucker bezahlte mit einem zehn Euro Schein zwei Bier. Anstatt ihm das fällige Restgeld auszuhändigen, fragte die Betreiberin, ob sie ihm das Geld raus geben oder es behalten solle, damit er sich dafür am Abend etwas Warmes zu Essen kaufen könne.

Diese Szene erinnert an den Spielfilm „Blue in the face“ (Regie: Paul Auster, Wayne Wang USA 1995). Der Film spielt in New York in einem Brooklyner Tabakladen, in dem sich regelmäßig Leute treffen, aus ihrem Leben erzählen oder einfach nur miteinander plaudern. In einer Spielfilmszene versucht der Verkäufer, den Besitzer zu überzeugen, den Laden, der wirtschaftliche Verluste macht, nicht zu schließen. Er spiele im Gefüge des Viertels eine wichtige Rolle und diene vielen Menschen als Treffpunkt.

Ein kleiner Laden kann mehr sein als nur Verkaufsstelle alltäglichen Kleinkrams. Schon beim Vorbeigehen an Trinkhallen in Frankfurt am Main (nachf. Frankfurt) sieht man dort verweilende Menschen, ob alleine bei Bier oder heißer Wurst oder in geselliger Runde. Nicht selten stehen auch an kalten Wintertagen Menschen an Trinkhallen. Diese Arbeit setzt sich zum Ziel, das soziokulturelle Leben an den Trinkhallen der Mainmetropole näher zu ergründen.

Trinkhallen, im Frankfurter Sprachgebrauch *Wasserhäuschen* genannt, finden sich über das ganze Stadtgebiet Frankfurts verteilt. Ihr Sortiment umfasst Waren wie Zeitungen, Zigaretten und Lebensmittel. Wohl jeder, der in Frankfurt lebt, kauft irgendwann einmal an einer Trinkhalle ein. Ob Kinder beim Kauf von Fruchtgummis, die hier noch einzeln verkauft werden, Zeitungs- und Tabakkäufer, „Gestresste“, die etwas im Supermarkt vergessen haben, oder Stehgäste, bis hinauf ins Greisenalter, die einen Schoppen genießen – sie alle sieht man an Trinkhallen.¹

Für sie ist die Trinkhalle ein Treffpunkt, vergleichbar mit einer Kneipe, wo palavert, getrunken und gelacht wird. Langjährige Gäste betrachten die Trinkhalle als kulturelle „Institution“, eine Art Freizeiteinrichtung des alltäglichen Lebens und wichtigen Ort der Kommunikation.

Die Trinkhalle gehört dabei zu jenen Orten, an denen sich Menschen zu einem spezifischen Austausch treffen. Ein Trinkhallenbesuch ist daher im Gegensatz zu einem Kino- oder Stadionbesuch oft nicht auf den Konsum beschränkt, sondern ein Ort, „an dem kulturelle Artikulationen des Alltagslebens noch kollektiv erfolgen, an denen der Alltag mit all seinen struk-

¹ Um das Textverständnis zu erleichtern, soll hier nur die männliche Form Verwendung finden. Die betreffenden Begriffe stehen aber auch stellvertretend für das weibliche Geschlecht. Darüber hinaus werden alle Zitate der neuen Rechtschreibung angepasst.

turellen Bestimmungen nicht nur *erlebt*, sondern der Tendenz nach auch *gelebt* wird“ (Dröge/Krämer-Badony 1987:63f). Was nach Dröge/Krämer-Badony für die Kneipe gilt, kann auf die Trinkhalle übertragen werden: Durch die Gäste verändert sich der Raum Trinkhalle, der physikalische Raum wird für sie zum sozialen Raum. Die Gäste und der Wirt gestalten den Raum Trinkhalle dadurch, dass sie sich aufeinander beziehen und aneinander orientieren. Ist der Zuschauer im Fernsehen oder Kino in erster Linie Konsument, ist die Trinkhalle eine Institution, welche die Aktivität ihrer Gäste benötigt. Sie steht damit jenen Freizeiteinrichtungen geradezu entgegen.

Die an Trinkhallen stehenden Gäste und ihre Wirte sollen innerhalb dieser Studie zu Wort kommen. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, welche Bedeutung die Trinkhalle in ihrem Leben hat.

Trinkhallen sind meist in Wohnquartieren und an Verkehrsknotenpunkten angesiedelt. Daraus ergibt sich die Frage, welche Bedeutung einer Trinkhalle als Ort der Begegnung und als kommunikativer Treff in ihrer örtlichen Umgebung zukommen kann und wie die genaue Verteilung der Trinkhallen im Frankfurter Stadtgebiet aussieht.

Über Kneipen heißt es, dass sie soziale und kulturelle Veränderungen nicht nur abbilden, „sondern aktiver Teil eines sozialen, zutiefst menschlichen Beziehungsgefüges“ sind (Dröge/Krämer-Badony 1987:35). Ausgehend von dieser These soll auch der Frage nachgegangen werden, ob und wie sich gesellschaftliche Verhältnisse auch auf Trinkhallen auswirken können.

Im Jahr 2004 sind in Frankfurt 280 Trinkhallen konzessioniert. Sie unterliegen dem Gaststättengesetz und somit dem Ordnungsamt. Sie sind nicht an die gesetzlichen Ladenöffnungszeiten gebunden und bieten somit den Kunden die Möglichkeit, Waren des täglichen Bedarfs auch spät abends oder sonntags einzukaufen.

Trinkhallen sind meist auf kleinem Raum untergebracht. Besuche von etwa zwei Dritteln aller konzessionierten Trinkhallen zeigen, dass diese mehrheitlich in bestehende Gebäude integriert sind. Ein kleinerer Teil steht frei an oder auf Plätzen und Wegen. Die frei stehenden Trinkhallen sind i.d.R. schlichte Bauten. Die Lage hat auf ihre räumliche Größe keinen Einfluss. Die Größe der Trinkhallen indiziert, dass sie im Vergleich zu manchem Gebäude ihrer Umgebung über eine schwache wirtschaftliche Grundlage verfügt. Sie sind die Bar des kleinen Mannes, reich wird man mit ihrem Betrieb nicht. Die Betreiber gehören, ähnlich der Mehrheit ihrer Kunden, den unteren Bevölkerungsschichten an (vgl. Neeb:1993).

Eigentümer der Trinkhallen sind heute zu 80 Prozent Getränkegroßhändler und Brauereien, die das Gebäude an Dritte verpachten (vgl. Gloss/Interview 1, Anhang). Die Betreiber der Trinkhallen entscheiden zu einem großen Teil selbst, welche Waren sie verkaufen. So wird aus

jeder Trinkhalle ein Unikat, auch wenn jede Trinkhalle ein ähnliches Grundangebot von Waren bereit hält, finden sich doch immer wieder viele Überraschungen. Heute werden viele Trinkhallen von Migranten oder ihren Nachkommen betrieben, die hier oft auch ihre nationalen Spezialitäten anbieten, die selbst in Großhandelsmärkten schwer zu finden sind. Auch damit tragen Trinkhallen zu einer gewissen „Buntheit“ im städtischen Leben bei.

Bedingt durch die langen Öffnungszeiten bieten Trinkhallen i.d.R. Beschäftigung für zwei Personen. Auf der anderen Seite bereiten die langen Öffnungszeiten nicht selten die Grundlage für Streitereien mit Nachbarn.

Die Quellenlage zum Thema Trinkhalle in Frankfurt gestaltet sich schwierig. Literatur gibt es wenig, ausschließlich die Arbeit „Menschen am Wasserhäuschen“ von Ursula Neeb von 1993 bietet einen soziologischen Zugang zum Thema.² Medienberichten, besonders der Zeitungspresse, kommt daher innerhalb der Recherche ein hoher Stellenwert zu. Mit ihrer Hilfe lässt sich nicht nur die historische Entwicklung der Trinkhalle nachzeichnen, die zunächst dargestellt wird. Als Informationsquelle über – zeitlich variierende – Konfliktpotentiale, die in Kapitel drei abgebildet werden, kommt der Medienberichterstattung gar eine zentrale Rolle zu, wie auch, wenn es darum geht, die Trinkhalle im Spiegel von Politik und Gesellschaft zu beleuchten.

Die Auswertung der Presseartikel der letzten 40 Jahre zeigt eine sehr differenzierte Betrachtung der Trinkhallen. Da die Medien in gesellschaftliche Strukturen eingebunden sind und Trinkhallen oft auf städtischem Gelände stehen, also ihre Existenz folglich von Entscheidungen städtischer Behörden und deren Interessen abhängig ist, sollen grobe Züge gesellschaftlicher Veränderungen der vergangenen 40 Jahre im vierten Kapitel betrachtet werden.

Im fünften Kapitel wird die Verteilung der Frankfurter Trinkhallen herausgearbeitet und analysiert (im Anhang findet sich dazu ein im Rahmen dieser Arbeit erstellter Stadtplan, der die Verteilung der Trinkhallen aufzeigt). Anschließend wird die Trinkhalle im Spiegel der städtischen Behörden und als Auslöser variierender Konflikte dargestellt.

In Kapitel sieben werden ausgewählte Trinkhallen schließlich einer teilnehmenden Beobachtung unterzogen. Ergänzend werden zahlreiche Experteninterviews geführt. Während die Erkenntnisse, die aus diesen Interviews gewonnen und die Fragen, die durch sie geklärt werden, in weiten Teilen der Arbeit ihren Niederschlag finden, sind direkte Verweise eher selten zu finden. Daher empfiehlt es sich, die im Anhang dokumentierten Interviews zu beachten.

² Hier gilt es daher auch, von Neeb unerwähnte Aspekte ergänzend hervorzuheben. Weitergehende wissenschaftliche Literatur ist nicht bekannt. Bestätigt wird dies von Thomas Wüst, Hochschullehrer an der Universität Dortmund, im Fachbereich Stadt- und Raumplanung, der 2004 den Studierenden das Thema Trinkhalle als Diplomarbeit anbietet. Mit Einschränkungen bieten auch soziologische Untersuchungen zu Kneipen einen brauchbaren Zugang zum Thema Trinkhalle. Auch diese finden sich, was die deutschsprachige Literatur betrifft, jedoch selten.

2. Die Geschichte der Frankfurter Wasserhäuschen

2.1 Entstehung und Entwicklung bis 1933

Seit 1861 wird in Frankfurt Selterswasser produziert (vgl. Schneider 2000:16). Um den Absatz zu erleichtern, beantragten ab 1862 drei Frankfurter Mineralwasserfabrikanten Konzessionen zum Aufstellen von Trinkhallen. Solche wurden in anderen deutschen Städten bereits mit Erfolg betrieben. Die Stadtverwaltung erteilte bis zum Jahr 1871 Konzessionen für 18 Verkaufsstände, die nicht zuletzt vor dem Hintergrund der guten Pachteinnahmen für die Stadt problemlos verlängert wurden. Auch hegte die Stadt mit dem preiswerten Vertrieb von Selters-, Mineral- oder Sodawasser die Hoffnung, Arbeiter von der „Trunksucht“ abzuhalten (vgl. Schneider 2000:17ff).³

In den Quellen variiert das Geburtsdatum des Frankfurter Wasserhäuschens, da es seit 1800 eine Vielzahl von Verkaufsbuden gab, die Waren verschiedenster Art anboten und Mitte der 1860er Jahre in Frankfurt bereits zur Tradition gehörten (vgl. Neeb 1993:4).⁴

Im Gegensatz zu den anderen Buden verkauften die neuen Mineralwasserhäuschen keinen Alkohol, weshalb sie von den städtischen Behörden gefördert wurden, die andere Buden lediglich tolerierte. Diese, besonders an Stadteingängen und Umsteigepunkten für Reisende platzierten Buden, galten als hässlich. Schließen konnte man sie jedoch nicht, da der Bedarf nach ihnen hoch war, vor allem Seitens unterer Schichten.⁵

Auch die Mineralwasserbuden erfreuten sich schnell großer Beliebtheit. Besonders in Industriestädten war das Bedürfnis nach preiswerten Erfrischungsgetränken am „Kurort des kleinen Mannes“ sehr hoch (vgl. Naumann 2003:35). Die Firma Gebr. Krome eröffnete allein zwischen 1902 und 1906 15 Buden in Frankfurt. Die hier verkauften Sodawasser und Brauselimonaden in Kugelflaschen, auch „Klickerwasser“ oder „Babbel-Juckse-Wasser“ genannt, gaben

³ Alkohol in Form von Kartoffelschnaps galt in der Frühphase der Industrialisierung als stärkendes Getränk und wurde in vielen Produktionsorten kostenlos an Arbeiter ausgegeben. Der Protest von Kirchen, der bürgerlichen Öffentlichkeit, eine durch den Alkohol bedingte mangelnde Arbeitsdisziplin und eine steigende Fehlerquote bei qualitativ höherwertigen Produkten zwang die Produzenten zum Umdenken. In und an vielen Werksanlagen stellte man Verkaufsbuden für alkoholfreie Erfrischungsgetränke auf, wo diese Getränke kostenlos oder zum Selbstkostenpreis angeboten wurden. Diese Maßnahme ist nachträglich als die wirksamste Waffe gegen den Alkohol bezeichnet worden (vgl. Naumann 2003:37f).

⁴ Diese Buden könnten theoretisch auch als Vorgänger der heutigen Trinkhallen betrachtet werden, da sie zum damaligen Zeitpunkt eine Versorgungsfunktion erfüllten (vgl. Wettengel 2002). Eine Bestätigung dieser These findet sich jedoch nicht. Ein weiteres häufig genanntes Geburtsdatum der Frankfurter Wasserhäuschen ist das Jahr 1868. In diesem Jahr eröffnet am Allerheiligentor eine Zuckerwarenverkaufsbude (z.B. FNP 16.1.1993).

⁵ 1868 heißt es: „[A]n und für sich sind diese Stände und die damit verbundenen kleinen Kaffeewirtschaften nicht geeignet, die Eingänge in die Promenaden zu verschönern und am besten wäre es, wenn man sie ganz entfernen könnte. Allein sie haben die lange Duldung für sich und scheinen einem Bedürfnis zu entsprechen“, zu den neuen Trinkhallen äußert sich die Stadt wie folgt: [D]iese Buden sind elegant und haben überdies nur im Sommer geöffnet“ (Magistratsakte 107/I in Neeb 1993:3ff).

den Trinkhallen in den folgenden Jahren dem im Volksmund bekannten Namen „Wasserhäuschen“.⁶

Nach dem Ersten Weltkrieg waren Produktion und Umsatz von Mineralwasserprodukten auf Grund von Rohstoffmangel rückläufig (vgl. Schneider 2000:19). Um den Fortbestand der Trinkhallen zu sichern, wurden auch Produkte wie Schokolade, Obst, Tabak oder Zeitungen angeboten. Da viele Trinkhallen die Existenzgrundlage von Kriegsinvaliden und Angehörigen der untersten Schicht bildeten, die ohne diese Arbeit der Armenfürsorge zu Last gefallen wären, duldeten städtischen Behörden die Ausweitung des Sortiments.⁷ Daran konnten auch die Proteste umliegender Geschäfte, besonders der Tabakhändler, die 1926 in einer Kundgebung gipfelten, nicht rütteln (vgl. Neeb 1993:16). Allerdings informierte das Wirtschaftsamt der Stadt Frankfurt den Oberbürgermeister (OB) darüber, dass „ein Bedürfnis nach weiteren Häuschen für den Ausschank von alkoholfreien Getränken z.Zt. nicht mehr besteht“ (Magistratsakte 1107/IV in Neeb 1993:17).

Die 1899 als „Reformgesellschaft“ gegründete Firma Jöst, die neben der Firma Krome zu dieser Zeit etwa die Hälfte der ca. 200 Trinkhallen besaß, gelang es mittels Klage gegen den Magistrat, weitere Trinkhallen auf städtischem Grund zu eröffnen (vgl. Neeb 1993:17). Jöst argumentierte, es bestehe durchaus ein Bedürfnis, da „in näherer und weiterer Umgebung ausschließlich arbeitende Bevölkerung [wohnt], die es außerordentlich begrüßen würde, an genannter Stelle für billig Geld ihren Durst löschen zu können, ohne gezwungen zu sein, eine Wirtschaft aufzusuchen“ (Magistratsakte 1107/VI 1928-1932, 19.1.1929 in Neeb 1993:17).

Im Jahr 1930 ersuchten die Stadtverordneten den Magistrat, die Verträge mit Krome und Jöst zu Gunsten von Erwerbslosen zu kündigen. Mit dem Argument, Jöst und Krome böten „Erwerbsbeschränkten“ Arbeit, wurden sie 1931 jedoch verlängert (vgl. Magistratsakte 3412/I 18.4.1932 in Neeb 1993:22f).

⁶ Das Klickerwasser war „das bekannteste und beliebteste Getränk für Kinder mehrerer Generationen in dieser Stadt.“ Der „Klicker“, eine Glaskugel verschließt durch den Druck der Kohlensäure von innen die Glasflasche. Durch hineindrücken des Klickers gelangt man an die Flüssigkeit (vgl. FNP 30.12.1992).

⁷ Ab etwa 1920 ging die Stadt dazu über, Trinkhallen ausschließlich an „Existenzlose oder wirtschaftlich schwache Leute“ zu vermieten (Magistratsakte 1107/IV, 30.10.1926 in Neeb 1993:16).

2.2 Das Schicksal der Wasserhäuschen in der Zeit des Nationalsozialismus

Nach der Machtergreifung der NSDAP 1933 fand in Deutschland ein radikaler Wechsel von Politik und gesellschaftlichen Werten statt. Der gesamte Staat wurde der NS-Ideologie unterworfen. „Der Nationalsozialismus rückt bewusst in den Mittelpunkt seines ganzen Denkens das Volk. Um die Zukunft des Volkes ist er entschlossen, Volksschädigendes nicht länger schwächlich zu dulden, sondern unter Kontrolle zu nehmen und unschädlich zu machen.“ Man beging „Neue Wege zur Großstadtsanierung“ (Andreas Walther (1936) in Ipsen 1991:203)

Ab 1938 wurden Trinkhallen „im Interesse des Straßenbilds“ systematisch abgerissen (Wettengel 2002).⁸ Die in ihnen arbeitenden und ihre Kunden waren zum großen Teil Arbeiter, also potentielle Anhänger der Sozialdemokraten oder Kommunisten und damit Gegner des NS-Staats, zudem waren sie, auf Grund ihrer Verteilung im Stadtgebiet, schwer zu überwachen.

Nur die Firma von Sturmführer Jöst konnte noch 1938 auf der Konstabler Wache, trotz eines Tabakgeschäfts gegenüber, eine neue Trinkhalle eröffnen (vgl. Neeb 1993:30).

2.3 Die Entwicklung der Trinkhallen in den Jahren des Wiederaufbaus und der Zeit des Wirtschaftswunders

Konzessionsanträge für Trinkhallen in den Magistratsakten der Stadt Frankfurt zeigen, dass sich Antragsteller nach dem Krieg bemühten, sich als langjährige SPD-Mitglieder bzw. Nicht-NS-Parteimitglieder, Kriegsflüchtlinge oder anderweitig Kriegsgeschädigte zu präsentieren, um an die begehrten Konzessionen zu gelangen. Auffällig ist, dass vor allem den Firmen Jöst und Krome, besonders an Endhaltestellen von Straßenbahnen, neue Trinkhallen genehmigt wurden. Durch ihre Finanzkraft konnten sie den Wünschen der Stadt, wie z.B. den gleichzeitigen Bau von Wartehallen, entsprechen, was der Stadt selbst Ausgaben ersparte. Die NS-Vergangenheit von Jöst spielte, obwohl es verschiedene Proteste von Bürgern gab, denen aus anderen Gründen eine Trinkhallenkonzession verweigert wurde, bei der Praxis der Vergabe von Konzessionen zum Betreiben von Trinkhallen ganz offensichtlich keine Rolle (vgl. Neeb 1993:33ff).

Direkt nach Kriegsende kam den Trinkhallen eine wichtige Versorgungsfunktion für die Bevölkerung in der erheblich zerstörten Stadt zu. Anfangs als Bretterbuden errichtet, stieg ihre Gesamtzahl bis Mitte der 1970er Jahre auf fast 800 an, obwohl die ersten Bretterbuden, bunt

⁸ Im Gegensatz dazu schreibt die FR nur von einigen Schließungen während der Nazizeit (vgl. FR 13.9.1986). Als gesicherte Erkenntnis gilt jedoch, dass viele in Trinkhallen Arbeitende aus politischen Gründen während dieser Zeit ihre Arbeit verloren haben (vgl. Neeb 1993:24ff, Zackel/Interview 4, Anhang).

aus den Kriegstrümmern ragend, bereits ab Ende der 1950er Jahre wieder abgerissen wurden (vgl. FNP 11.9. 1959).

Jöst baute in den Nachkriegsjahren eine Vertriebskette auf, um seine Trinkhallen mit Brennstoff, Milch, Apfelsinen, „Jöstcola“ und Bier zu versorgen (vgl. Gloss/1). Jöst- eigene Lieferwagen fuhren bis nach Frankreich, um Weine einzukaufen. Die Versorgungsfunktion der Trinkhalle schloss die der Biertheke für den Durst des kleinen Mannes mit ein (vgl. FAZ 25.11.1977). Bei Jöst waren die in den Trinkhallen Arbeitenden lediglich Verkäufer, also nur „verlängerter Arm der Firma“ (Gloss/1). Jöst verkaufte 1971 seine Trinkhallen. Die meisten erwarb die Henninger-Brauerei, einige schlossen oder wurden von den Betreibern gekauft (vgl. FR 17.2.1971).⁹

2.4 Der Niedergang der Trinkhallen

Ab Anfang der 1970er Jahre stellte der Alkoholkonsum samt seiner Folgen ein ernsthaftes Problem an den Frankfurter Trinkhallen dar. Lärm- und Geruchsbelästigungen störten die Anwohner. Sie forderten die Errichtung von Toiletten, die Einführung eines Alkoholverkaufsverbots oder sogar die Schließung der Trinkhallen. In dieser Zeit verhängten die Behörden viele Sanktionen, die von Pächtern teils erfolgreich gerichtlich angefochten wurden.¹⁰ Nach Angaben der Frankfurter Rundschau (FR) klagten Pächter erfolgreich gegen die Schließung ihrer Trinkhalle (vgl. FR 20.11.1970, 2.1.1973).

Bis Mitte der 1980er Jahre war die Stadt weiterhin bemüht, Trinkhallen zu schließen. „Es gibt die Tendenz sie abzubauen. Neue Trinkhallen würden nicht mehr genehmigt“, so Dieter Schürges vom Ordnungsamt. Die „Wasserhäuschen würden nicht mehr ins Stadtbild passen“ verkündete der stellvertretende Leiter des Liegenschaftsamts Udo Bär (beide FR 19.9.1986).

Im Jahr 1973 erließ der hessische Wirtschaftsminister eine Verordnung (bekannt als „Karrys Klo-Verordnung“), die den Trinkhallenpächtern das Aufstellen einer Toilette vorschrieb – eine für Trinkhallenbetreiber mit erheblichen Unkosten verbundene Maßnahme. Um die Toilettenpflicht zu umgehen, meldeten einige Pächter statt einer Trinkhalle einen Imbiss oder einen Kiosk als Einzelhandelsgewerbe an.¹¹

⁹ Auch die Trinkhallen der Firma Krome werden Mitte der 1970er Jahre verkauft. Käufer, genaues Verkaufsdatum oder Gründe für den Verkauf konnten nicht ermittelt werden.

¹⁰ So bestätigt Dr. Schiller, der damalige Leiter des Ordnungsamts, das Verhängen von Bußgeldern, „aber sehr oft komme man bei den Gerichten nicht durch“ (FR 15.12.1976).

¹¹ Der Unterschied zwischen Trinkhallen und Kiosken soll im Kapitel Ordnungsamt näher behandelt werden. Bei verschiedenen Stadtrundgängen fallen Imbisse und Kioske auf, die ehemals als Trinkhalle konzessioniert waren und sich im äußerlichen kaum von Trinkhallen unterscheiden. So kann vermutet werden, dass es neben den 276 zum 18.2.04 konzessionierten Betrieben etwa 50 Kioske gibt, welche Merkmale, ähnlich einer Trinkhalle, aufweisen.

Auch städtebauliche Maßnahmen, wie der in den 1960er Jahren beginnende Bau der Frankfurter U-Bahnlinien, wirkten sich negativ auf den Bestand der Trinkhallen aus. Dieser sorgte in vielen Fällen für das Aus verschiedener Trinkhallen (vgl. FR 12.2.1986).¹²

Seit etwa 1975 nimmt die Anzahl der Trinkhallen in Frankfurt ab.¹³ Knapp zehn Jahre später, am 15.10.1984, erschien der erste Artikel in der FR, der diese Entwicklung beschrieb und in dem der Autor gleichzeitig sein Bedauern äußert. Aufhänger des Berichts ist eine Trinkhalle gewesen, deren Existenz bedroht war. Die Investmentfirma, Eigentümer des Geländes, auf dem sich die Trinkhalle befindet, versuchte, die Trinkhalle der 64jährigen Pächterin los zu werden, da die Trinkhalle nicht zum „Image“ des neuen Bürogebäudes passte (vgl. Kapitel 3.2.). Weitere Berichterstattungen über konkrete Fälle von – teils drohenden – Trinkhallenschließungen folgten.

Zwei Jahre später, 1986, stellten die GRÜNEN in der Stadtverordnetenversammlung (StVV) einen Antrag zum Erhalt der Frankfurter Trinkhallen. Sie zeigten sich besorgt, dass die „traditionsreiche[n] Frankfurter Wasserhäuschen gefährdet sind“ (FR 24.10.1986). Zu diesem Zeitpunkt waren etwa 600 Wasserhäuschen konzessioniert.¹⁴ Wenig später gab das Ordnungsamt bekannt, dass es derzeit keine Pläne mehr gäbe, die Trinkhallen insgesamt zu beseitigen (vgl. FR 21.4.1987). In dieser Zeit wechselte der sich seit 1977 im Amt befindende Frankfurter OB Wallmann, der von Trinkhallenkennern wie Gloss mit dem Schlagwort „Trinkhallenverbot“ assoziiert wird, in die Landespolitik.

Zwischen 1979 und 1997 wurden kontinuierlich Aufforderungen der Ortsbeiräte (OBR), Trinkhallen zu schließen, in der Presse dokumentiert.¹⁵ Das Argument, Trinkhallen seien ein wesentlicher Störfaktor im Wohngebiet, hat also nicht an Aktualität verloren.

Die seit 1987 veränderte Einstellung des Frankfurter Ordnungsamts und die positive Berichterstattung haben nichts an der Abnahme der Trinkhallen im Stadtgebiet ändern können.

¹² Die U-Bahntrassen wurden im so genannten offenen Bau errichtet, d.h. im Verlauf der gesamten Baustrecke wurde die Erde ausgehoben. Die Trassen entstanden entlang der ehemaligen Straßenbahnlinien, wo sich viele Trinkhallen befanden, die der Baustelle im Weg standen.

¹³ Die größte dokumentierte Anzahl, die mehrfach Bestätigung findet, ist 780 in der FR (vgl. FR 2.10.1974). Es folgen 1976 ca. 800 (vgl. FR 11.10.1976). Einzig die FAZ zählt einmalig 1977 850 Trinkhallen (vgl. FAZ 25.11.1977). Im Jahr 1979 sind es laut FR 659 (vgl. FR 15.5.1979). Als wahrscheinlicher gilt, dass die Trinkhallen seit 1975 oder 1976 kontinuierlich und langsam abgenommen haben und nicht, dass die Anzahl bis 1977 weiter stark gestiegen ist und dann, zwischen den Meldungen der FAZ vom 25.11.1977 und der FR vom 15.5.1979, also innerhalb von 18 Monaten um ca. 200 zu sinken.

¹⁴ Die FR nennt am 13.9.1986 die Zahl von 589 und am 21.4.1987 die Zahl von 647. Neeb beschreibt die Schwierigkeit die exakte Zahl der Trinkhallen zu ermitteln. Im Jahr 1992 verfügte das Ordnungsamt, auf das sich alle Medien beim Nennen von aktuellen Trinkhallenzahlen beziehen, über einen Karteikasten, in dem neben den Trinkhallen auch Hotels, Bars und Gaststätten aufgelistet wurden. Sie musste damals aus 5.000 Karteikarten die relevanten Trinkhallen-Karteikarten heraussuchen. Es ist davon auszugehen, dass die gemeldeten Zahlen sehr ungenau sein könnten. Es gilt daher die genannten Zahlenangaben zu relativieren und lediglich Tendenzen in der Entwicklung abzulesen (vgl. Neeb 1993:59).

¹⁵ FR 6.9.1979, FR 28.3.1980, FR 10.2.1981, FR 15.10.1982, FR 4.9.1986, FR 31.10.1986, FR 15.10.1987, FR 29.10.1987, FR 3.12.1987, FR 29.9.1988, FR 29.7.1991, FR 19.1.1995, FR 28.2.1995, FR 8.6.1995

Zur Zeit bestehen ca. 280 Konzessionen. Hinzu rechnen muss man allerdings auch Kioske, die nur auf Grund ihrer nicht vorhandenen Toilette eine andere Bezeichnung tragen.

Das 1996 erlassene, bundesweit geltende Ladenschlussgesetz, das Supermärkten werktägliche Öffnungszeiten bis 20 Uhr ermöglicht, muss als weiterer und wichtiger Faktor des Trinkhallenschwunds im Frankfurter Stadtgebiet angesehen werden. Seit 1992 hat sich ihre Zahl halbiert.

3. Medien und Trinkhalle

Dem folgenden Kapitel liegen als Quelle ca. 150 Zeitungs- und Zeitschriftenartikel zu Grunde, die sich thematisch mittelbar oder unmittelbar mit Trinkhallen beschäftigen. Die Artikel sind aus dem Archiv der FR, dem Archiv für Stadtgeschichte und den elektronischen Datenbanken der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) und der FR zusammengestellt. Ergänzt werden sie durch TV-Dokumentationen des Hessischen Rundfunks (HR).¹⁶

Folgende Fragestellungen dienen der Quellenanalyse als Leitfaden:

- a. Lassen sich die Berichte charakteristisch und thematisch einordnen?
- b. Welche Personen oder Interessenvertreter kommen ggf. zu Wort?
- c. Verändert sich die Berichterstattung im Laufe der Zeit?

Die Auswertung der dieser Analyse zu Grunde liegenden Artikel ergibt zunächst folgende charakteristische Aufteilung: Etwa zwei Drittel der Artikel bestehen aus Pressemeldungen über je aktuelle Begebenheiten an spezifischen Trinkhallen, Gerichtsentscheide, Schließungen von Trinkhallen, allgemeine Beschlüsse des Ordnungs-, Liegenschaftsamts oder des Magistrats sowie über Konflikte zwischen Pächtern und Eigentümern des Geländes, auf welchem die Trinkhalle steht.¹⁷

Das übrige Drittel der Artikel beinhaltet Reportagen, Leserbriefe und Kommentare. Eine erste Auswertung zeigt, dass v.a. Reportagen gute Hintergrundinformationen über Trinkhallen liefern. Neben den Pressemeldungen sollen sie die Basis der nachfolgenden Untersuchung bilden. Leserbriefe und Kommentare stellen den geringsten Anteil dar, sie sollen deshalb hier nur in aller Kürze abgehandelt werden.

Leserbriefe kumulieren im Zeitraum, in dem „DIE GRÜNEN“ in der StVV den Erhalt der Trinkhallen forderten. Es spiegeln sich konträre Meinungen wider, das „Loblied aufs Wasserhäusje“ steht dabei dem „Abscheuliche[n] Anblick“ entgegen (FR 23.9.1986, FR 30.10.1986).

¹⁶ Die Artikel der FAZ sind seit dem Jahr 1998 auf CD-ROM gespeichert. Der Regionalteil wird nicht archiviert. So konnten nur Artikel aus anderen Ressorts (z.B. des Feuilletons) verwendet werden. Die übrigen Ausgaben der FAZ sind ausschließlich als ganze Zeitung ohne Schlagwortverzeichnis archiviert. Die FR verfügt in ihrem Archiv über ein solches. Seit 1955 werden dort Artikel, auch anderer Frankfurter Zeitungen, unter dem Schlagwort „Kiosk“ gesammelt. Ab dem Jahr 1997 befindet sich die FR auf CD-ROM. FNP-Artikel sind nicht auf CD-ROM erhältlich. Neben je einem Artikel aus den 1930er und 1950er Jahren konzentriert sich die Sammlung des Frankfurter Stadtarchivs auf zahlreiche Artikel Frankfurter Zeitungen und Zeitschriften zum Thema Trinkhalle aus der Zeit ab 1970.

¹⁷ Alle in diesem Kapitel dargestellten Schlussfolgerungen über Auffälligkeiten und Merkmale beruhen i.d.R. auf einer Vielzahl von Berichten, von welchen einige, die als exemplarisch gelten, angeführt werden.

Kommentare behandeln i.d.R. aktuelle Probleme zwischen Nachbarn und Trinkhallenpublikum. Wie die Leserbriefe nehmen sie die widersprüchlichen Meinungen auf. Sie sind in ihrer Tonart sowohl kritisch gegenüber dem Publikum als auch den Nachbarn und versuchen, auf allen Seiten Verständnis zu wecken. „Es ist von den Säufern an diversen Kiosken die Rede, von bedrohlich wirkenden Gestalten, dem Gestank und Dreck an den Ecken“, aber in der „überwiegenden Mehrzahl trinken sie vor sich hin und sind eher eine Gefahr für sich selber als für andere“ (FR 11.10.1976). „Nun hat die CDU-Fraktion im Ortsbeirat 11 ein neues Problem entdeckt: die Besucher der Trinkhallen, die dort am späten Nachmittag oder Abend ihr Bierchen trinken. Und die gingen dann oft leicht schwankend um die nächste Ecke, um dort ihr Wasser auszulassen. Der Vorteil dieser «Problemgruppe» gegenüber den Vierbeinern: Hinter jedem Hund steht mindestens ein Besitzer, wenn nicht eine ganze Familie, das heißt ein, zwei oder drei Wählerstimmen. Die Gäste der Trinkhalle haben keine Lobby“ (FR 2.2.1989).

Schon ein erster Blick auf die Medienberichte verdeutlicht, dass die Trinkhalle für reichlich Konfliktpotential zwischen unterschiedlichen Parteien sorgt. Dabei stehen Anwohner sowie die Ortsbeiräte gegen Gäste/Betreiber, gekündigte Pächter gegen Grundeigentümer und Einzelhändler gegen Trinkhallenbetreiber. Auch das Ordnungsamt ist in einige Konflikte involviert.¹⁸

3.1 „Störbetrieb“ Trinkhalle

Etwa die Hälfte aller Artikel setzt sich mit dem „Problem Trinkhalle“ als Verursacherin von Verunreinigungen und Ruhestörungen auseinander. Auch die Folgen zu hohen Alkoholenusses der Gäste macht sie zu „Störbetrieben“.

In zwei Drittel dieser Fälle wird dabei über spezifische Trinkhallen berichtet und es treten die Beschwerden bzw. Forderungen der Anwohner und der Ortsbeiräte in den Vordergrund. Das übrige Drittel setzt sich aus allgemeinen Berichten über Probleme an Trinkhallen zusammen. Sie fassen die o.g. Berichte über einzelne Trinkhallen, grob vereinfachend formuliert, als allgemein gültig zusammen. Generell werden in diesen Artikeln folgende negative Auswirkungen von Trinkhallen wie den Trinkhallenbesuchern zugeschriebene Eigenschaften, die z.T. einer sozialen Ächtung gleichkommen, besonders häufig formuliert:

Mangel an Selbstdisziplin

- dass „«sozial gestrauchelte Personen» sich an den Büdchen volllaufen lassen und anschließend die Bürgersteige und Häuserecken verkoten“ und dass „dieser Personenkreis

¹⁸ Auf Konflikte zwischen Ordnungsamt und Betreiber bzw. Ordnungsamt und Anwohner geht die Presse selten ein. Aus diesem Grund soll hier auf eine nähere Darstellung verzichtet werden.

bereits morgens um 7 Uhr an den Wasserhäuschen steht“ (Frankfurter Nachrichten [FN] 8.9.1977)

- dass Menschen, die sich an der Trinkhalle betrinken würden, zu den „Randgruppen der Gesellschaft“ gehörten und „«ihren» Lebensstil ohne Rücksicht auf die Umwelt beibehalten wollen“ (FNP 19.6.1978)

Verschmutzung des öffentlichen Raums

- dass sich „Nachbarn und Hauseigentümer ... immer wieder beschwert[en], weil die fröhlichen (und lärmenden) Zecher ganz ungeniert an die Wände pinkelten“ (Bild 16.5.1979)
- dass sich wiederholt „Betrunkene in der Nähe des Kiosks in der Josefskirche aufhalten und dort auch ihre Notdurft verrichten“ würden (FR 4.9.1986)

Ruhestörung

- dass sich die Nachbarn, wenn die Penner am Kiosk „auftanken“, Ohropax ins Ohr stecken müssten (vgl. FR 2.1.1973)
- dass sie für „Saufgelage unter freiem Himmel“ verantwortlich sei (FR 11.10.1976)
- dass „randalierende Zecher“ mit „Nächtlichen Hammerschlägen“ die Nachtruhe störten (FR 15.10.1982)
- dass sich „lärmende Trunkenbolde“ hier aufhalten (FR 31.10.1986)
- dass von der Trinkhalle „Lärmbelästigungen“ ausgingen (FR 3.12.1987)
- dass die Menschen an der Trinkhalle die Ruhe in eine „alkoholisierte Volksfeststimmung“ verwandle (FR 23.2.1995)

Wertminderung der Umgebung

- dass Bürger die Straßenseite wechselten, „wenn sie in die Nähe des Alkoholausschanks kommen“ (FNP 6.11.87)
- dass diese Trinkhalle die „Wohnqualität“ beeinträchtigt (FR 24.9.2002).

Das „Problem Trinkhalle“ findet sich in der medialen Berichterstattung seit Mitte der 1970er Jahre in regelmäßigen Abständen wieder. Vor allem das Ruhestörungsproblem scheint an Aktualität nichts zu verlieren.

Gewandelt hat sich in diesen Berichten jedoch der wertende Tonfall der Autoren. Es fällt auf, dass der 1978 zunächst offensichtlich von Vertretern des Ordnungsamts eingeführte und in Folge häufig aufgegriffene Ausdruck „Störbetriebe“ seit Mitte der 1980er Jahre nicht mehr

fällt.¹⁹ Aus „Pennern“, die „auftanken“, und „randalierenden Zechern“ werden „lärmende Trunkenbolde“ oder es wird über eine „alkoholisierte Volksfeststimmung“ berichtet. Oft sind schon die Überschriften Indiz des Wandels. Wird in den 1970er Jahren tendenziell negativ Position bezogen, etwa heißt es „Steh-Ausschank mit Scherben und Gestank“ (FR 2.1.1973), „Wohnsitzlose veranstalten Besäufnisse und belästigen Kinder und Erwachsene“ (FN 8.9.1977), „Hilflos gegen Kiosk-Ärger“ (FR 6.7.1979), „«Tankstelle» für Alkoholiker“ (FR 10.2.1981) „Nächtliche Hammerschläge und randalierende Zecher“ (FR 15.10.1982), werden ab Mitte der 1980er Jahre deutlich neutralere Töne angeschlagen: „Beschwerden der Anwohner über drei Wasserhäuschen“ (FR 31.10.1986), „Ortsbeirat will Trinkhalle trocken legen (FNP 6.11.1987), „Anwohner klagen über Büdchen-Lärm“ (FR 3.12.1987), „Der Streit um den Kiosk“ (FR 29.7.1991) oder „An Spielregeln halten“ (FR 5.11.1998).

Die Darstellungen basieren oft auf einem Gut-Böse Schema. Eine ausgewogene Berichterstattung innerhalb eines Artikels findet selten statt. Die „Opferseite“ wird ausführlich beschrieben, ihre Vertreter kommen zu Wort und werden namentlich genannt. Die Verursacher, „die Schuldigen“ des Problems, werden zum Objekt. Im Falle von Konflikten zwischen Anwohnern und Gästen/Pächtern richten sich Schuldzuweisungen durchgängig an die Seite der Gäste/Pächter. Die Pächter, welche selbst nie Beschwerden gegen ihr Umfeld führen, befinden sich in der Defensive, ihre Argumentation hat folglich einen rechtfertigenden Charakter:

- sie „versteh[t] nicht wie die sich aufregen, wenn der kleine Mann sein Bierchen trinkt“ (FR 2.1.1973)
- sie „verkauft nur noch Bier zum Mitnehmen, Kaffee, Zeitungen und «Kurze» ... zum Direktverzehr an ihre Kunden die ... nicht mehr lange bei ihr verweilen“ (FR 23.2.1995)
- er kümmert sich darum, „dass Anwohner nicht gestört werden und sag[t] immer wieder: Leute macht mal leise“ (FR 2.10.1997).

Beschwerden der Ortsbeiräte bzw. der Bürger werden von der Presse selten hinterfragt. Die Artikel werden i.d.R. ohne eigene Vor-Ort-Recherche geschrieben, Grundlage der Berichterstattung sind die jeweiligen Beschlüsse der OBR oder Forderungen der betroffenen Bürger. Einzelne Betreiber bekommen selten die Chance, gegen diese Vorwürfe Stellung zu beziehen.

In Reportagen dagegen wird den Beschuldigten ausführlich Raum geboten, um gegen die Vorwürfe Stellung zu beziehen. Betreibern wie Gästen wird die Möglichkeit gegeben, ihr Trinkhallenleben darzustellen. Die Pächter bemühen sich, die Trinkhallen ins „rechte Licht“

¹⁹ Die drei Artikel, die erstmalig den Begriff „Störbetrieb“ verwenden, beziehen sich direkt auf leitende Mitarbeiter des Frankfurter Ordnungsamts (vgl.: FNP 19.6.1978, FR 15.5.1979, Bild 16.5.1979).

zu rücken, um zu widerlegen, dass sich an Trinkhallen nur „Penner und streitsüchtige Quartalssäufer“ aufhalten (FR 10.6.1976):

- „Penner kommen Gott sei Dank nur noch selten zu uns“ (FR 10.6.1976)
- „Und mit den Dauerbrennern, den trinkfesten Langzeitkunden waren öfter Plänkeleien und Krach angesagt. «Denen habe ich auch körperlich gezeigt, dass das bei mir nicht geht»“ (FR 30.3.1983)
- „Bei Frau Hoff an der Bude gibt es Regeln ... «sie hat den Pennern ein Verbot gegeben». Andererseits schenkt sie «einem armen Schlucker mal ein Bier»“ (FR 12.10.1996)
- „«Das sind alles sehr anständige Menschen», sagt sie über ihre Kunden“ (FR 20.2.1988)
- „Trinker sind bei ... [ihnen] verpönt: «Die wollen wir hier nicht. Das machen wir denen schon klar“ (FAZ 29.4.1997).

Wie erkennbar ist, fühlen sich Pächter bis zum heutigen Tag verpflichtet, diesen Vorurteilen entgegen zu treten. Anstatt für „Gestrauchelte“ einzutreten, wird der Aufenthalt von „Pennern“ bestritten, die Pächter distanzieren sich von ihnen. Die eben zitierte Frau Hoff fällt dabei positiv auf. Obwohl auch sie sich zunächst distanziert, kommt ihr menschliches Mitgefühl zum Vorschein. Reportagen, die aus dem Leben der Pächter berichten, lassen sich bis auf eine Ausnahme im Jahr 1976 erst ab 1983 finden.

Nimmt die Konfliktkonstellation Bürger/OBR vs. Pächter den größten Raum der medialen Darstellung ein, so finden sich daneben auch zahlreiche Berichte über die Konflikte zwischen Betreibern und Grundstückseigentümern. Diese und die aus ihnen gewonnen Erkenntnisse sollen im nächsten Abschnitt dargestellt werden.

3.2 Konflikte zwischen Grundeigentümer und Trinkhallenbetreiber

Trinkhallen stehen auf privatem Gelände oder auf Grundstücken der Stadt.²⁰ Der Betreiber schließt mit dem Grundeigentümer einen Pachtvertrag ab. In ca. 80% der Fälle wird eine Trinkhalle vom Eigentümer – oft Getränkegroßhändler oder Brauerei wie Henninger – an einen anderen Betreiber verpachtet. Im Laufe der Jahre können sich die Interessen der Grundstückseigentümer an der Nutzung der Grundstücke wandeln und sich gegen den Erhalt der Trinkhalle richten. Der Eigentümer kündigt den Pachtvertrag oder verlängert ihn nicht, die Trinkhalle muss schließen.

Der erste Bericht über eine drohende Schließung ist auf den 15.10.1984 datiert. Der 64jährigen Betreiberin Johanna „Hanni“ Schmodsiens wird nach 34 Jahren der Pachtvertrag gekün-

²⁰ Fälle, in denen einem Betreiber der Boden gehört, auf dem die Trinkhalle steht, sind d.A. nicht bekannt.

digt. Dem Eigentümer, einer Investmentgesellschaft, steht die Trinkhalle im Weg. Hierfür gebe es keine bauplanerischen Gründe, vielmehr sei das „Image des (neu entstandenen, d.A.) Hochglanz-Hochhauses“ durch die Trinkhalle bedroht. Die Pächterin fühlt sich „weggepusht wie ein Staubkorn“ (FR 15.10.1984).²¹

Dem Bau einer U-Bahnlinie steht die Trinkhalle von Frau Bergs im Weg. Frau Bergs wollte die Trinkhalle noch drei Jahre bis zu ihrer Rente betreiben. „Die Planungen des Stadtbahnbauamts haben ihr einen Strich durch die Rechnung gemacht“. Frau Bergs „schwärmt von ihrer «dermaßen netten» Stammkundschaft ... auch den Penner bedient sie anständig“ (FR 12.2.1986).

Zu einer kleinen Artikelserie bringt es der Fall um den Kioskpächter Hermann-Peter Diehl.²² Die Bundesbahn (DB) verweigert ihm die Verlängerung des Pachtvertrags. Die DB sucht einen Pächter für das nahegelegene Bahnhofslokal. Diesem „könne man jedoch nicht einen Konkurrenzbetrieb durch den Kiosk zumuten“ (FR 28.7.1993). Diehl, 58 Jahre und seit neun Jahren Pächter, will bis zur Rente weiterarbeiten, zumal von diesem Kiosk keine Probleme ausgehen, was die städtischen Behörden auch bestätigen (vgl. FR 2.2.1994). Doch die DB bekräftigt: „«Wir werden dafür sorgen, dass Diehl 1995 dort verschwindet» ... Diehls Argument, im Falle der Kündigung müsse er Sozialhilfe beantragen, interessiert die Bahn nicht. «Es geht hier nicht um soziale Belange, sondern um vertragliche Vereinbarungen»“, so DB-Sprecher Walter (FR 24.12.1994). Um die Schließung zu verhindern, sammelt Diehl 600 Unterschriften und ruft den Petitionsausschuss des Bundestags an.

Es fällt auf, dass sich die Presse in diesen Konfliktkonstellationen auf die Seite der Betreiber stellt, diese mit Namen genannt werden und selber zu Wort kommen. Die Eigentümer des Geländes dagegen kommen meist nicht zu Wort oder durch Aussagen, die sie als gefühllos und auf ein materielles Interesse gerichtet, abbilden. Die Artikel porträtieren in ihrem Tenor einen ehrlich arbeitenden Betreiber, der sich gegen einen offenbar übergroßen Gegner zur Wehr setzt, da ihm der Verlust der Lebensgrundlage droht.

Obwohl bekannt ist, dass die Anzahl der Trinkhallen seit etwa 1975 abnimmt, wird über diese Problematik und damit über Konflikte zwischen Betreiber und Grundeigentümer erst seit 1984 berichtet.²³

Die zu Beginn dieses Kapitels dargestellten Probleme von Anwohnern und die entsprechende mediale Abbildung legen die Vermutung nahe, dass schließende Trinkhallen von Anwohnern und Medien erleichtert zur Kenntnis genommen werden müssten, stellt doch jede

²¹ Diese Trinkhalle existiert noch immer am Grüneburgweg/Ecke Fürstenberger Straße. Zur Zeit ist sie geschlossen. Auf die Trinkhalle soll noch einmal eingegangen werden (vgl. Kapitel 4.4).

²² vgl.: FR 19.6.1993, FR 28.7.1993, FR 2.2.1994, FR 24.12.1994

²³ Es wird auch über Trinkhallen berichtet, die schließen werden, da Pächter das Geschäft beispielsweise aus Altersgründen aufgeben. Auch diese Artikel finden sich erst ab 1984.

geschlossene „Alkoholtankstelle“ (FR 10.2.1981) ein potentielles Problem weniger dar. Diese Annahme erweist sich wie gezeigt als Trugschluss.

3.3 Die Trinkhalle als Gegenstand von Reportagen: vom Bild der Vorurteile bis zur Würdigung einer Frankfurter „Institution“

Reportagen basieren i.d.R. auf Interviews und Recherche vor Ort. „Weil sie die Schluck-Gesellschaft auf dem Bürgersteig aber besser kennenlernen wollte, nahm die FR vor Ort einen zur Brust und hörte sich dabei um – vor und hinter dem Tresen“ (FR 10.6.1976).

Einleitend heißt es in dieser Reportage: „Heinrich mit dem ausgebeulten Jackett ... hat nach dem ersten Schoppen gleich «Du» gesagt. Und er ließ wissen ... «wird jemand bö's, dann kriegt er 'sel»“ und weiter: „«Gib mir einen Dornkaat bitte - ich bin voll wie...»“ Auf das Ende des Satzes verzichtet der Journalist. Auch im Verlauf folgen Zitate, die reichlichen Alkoholgenuss hervorheben. Der als Sozialdemokrat ausgewiesene Pächter kommt zu Wort: „Überwiegend gehen die ganz normal arbeiten, und abends anstatt vor dem Guckkasten zu sitzen - treffen sie sich dann bei uns“, so dass wir „schon beinahe eine Familie sind.“ Penner stören hier, sie werden an diesem Kiosk weggeschickt, weil sie laut Pächter die Stammkundschaft vertreiben. „«Nicht wenige Gäste haben Sorgen. Wir reden mal darüber...“ Beschrieben wird auch die Geschichte eines Farbwerkers, der jeden Morgen dem armen Rentner „Vadder Wilhelm“ sein Frühstücksbrot in der Trinkhalle hinterlegt (FR 10.6.1976).

Unter dem Titel „Alkoholverbot an den Kiosken?“ schreibt Claus Gellersen von Erlebnissen an Frankfurter Trinkhallen. Eingangs schildert er folgende Szene: „[E]in rundes Dutzend meist abenteuerlich aussehender Männer ... ließ die Flasche kreisen ... In ihn kam nur alle zwei Minuten Bewegung: ... wenn er die Flasche zum Mund führte ... nur noch mit Mühe [konnte er] ... seinen Wunsch nach einer weiteren Flasche artikulieren.“ Die Ursache von Alkoholismus ist für Gellersen im „sozialen und gesellschaftlichen Bereich zu suchen“. Er grenzt dem entsprechend Gästegruppen deutlich von einander ab: die so beschriebene Gruppe von Gästen hat nach seiner Aussage nichts mit „angesehenen Bürgern“ gemein, die *ein* Bier trinken und nachbarschaftlichen Klatsch halten. Die Ursache von Alkoholismus ließe sich, so Gellersen, auf lange Sicht kaum abstellen, er plädiert daher für „ordnungspolizeiliche Maßnahmen, gelegentliche Überprüfungen und hin und wieder die Verkürzung der Öffnungszeiten“ als Lösung der Probleme an Trinkhallen (FR 11.10.1976).

Auch in der Reportage „Gelage, die kein Quell der Freude sind“ werden die Urheber der Ursachen von Ärgernissen an Trinkhallen in klassischer Weise anonymisiert, verallgemeinert und mit negativen Attributen belegt: „Zumeist Wohnsitzlose und Gelegenheitsarbeiter, die sich bisweilen in «normalen» Gaststätten wegen ihres unkonventionellen Habitus die Tür

zeigen lassen müssen, ... nehmen ob der gemeinsamen Sprache schon mal einen zur Brust ... Der Zecher verschafft sich Erleichterung an Hausfassaden“ (FR 15.5.1979).

„Es ist Sonntag morgen um halb neun. Eine junge Frau sitzt hinter dem Glasfenster eines Kiosk und gähnt. Plötzlich taucht ein unrasierter Mann vor der Scheibe auf. Er möchte zwei Schachteln Zigaretten und drei Flaschen Bier“ (FAZ 22.2.1984). Dieser Artikel hat eigentlich die Intention, die Trinkhallen als einen für alle und lange geöffneten Tante Emma Laden zu zeigen, trotzdem beginnt er wie abgebildet klischeehaft.

Die Reportage „«Die Trostbude» passt nicht mehr ins Bild“ ist eine der ersten, die mit stereotypen Darstellungen bricht. Andreas Werner skizziert anhand dreier Trinkhallen die Situation der Pächter und ihrer Kunden. In der Einleitung ist vom „Süßigkeitenparadies“ und vom „Treffpunkt für einsame Rentner“ die Rede. Alkoholprobleme werden ohne die üblichen Abwertungen erwähnt. Das Argument der „Beschwerdetrinkhalle“ diene dazu, die Trinkhallen zu verbannen, so Werner. „Offenbar stört das Kioskpublikum in der Stadt, die auf Repräsentation setzt.“ Werner zeichnet ein umfangreiches Bild der unterschiedlichsten Gäste nach und räumt so mit Vorurteilen auf. Von Nachbarn fordert er mehr Rücksicht, statt deren oft lapidaren Beschwerden Verständnis entgegen zu bringen. Nach einer Denunziation aus der Nachbarschaft seien „«Behördliche Observationen ... gefolgt. Doch die gingen ins Leere.»“ (FR 13.9.1986).

Einer ähnlichen Linie folgt der Bericht „Das Wasserhäuschen ist oft das zweite Zuhause“. Anders als Werner beginnt der Autor jedoch mit der Beschreibung bekannter Vorurteile: „Schon morgens steht Alfred ... vor der Trinkhalle. Ab und zu bestellt er ein Bier, dazu einen Jägermeister. Alfred ist einer von vielen ... die Tag für Tag vor den schier zahllosen Trinkhallen in Stadt und Land ... stehen: Rentner, Arbeitslose, Nichtsesshafte.²⁴ Sie treffen sich zum Schwatz, trinken Bier, starren in die Gegend.“ Trotzdem weckt der Artikel Verständnis für die Lebenssituation von finanziell benachteiligten Menschen. Er skizziert das Leben eines Trinkhallenstammkunden, personifiziert statt zu anonymisieren. Die Pächterin kennt alle Stammkunden, auch den Obdachlosen. Ihre Arbeit bekommt eine soziale Bedeutung zugeschrieben. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass nur finanziell Benachteiligte die Trinkhallen aufsuchen (FR 22.12.1987).

Die seit Anfang der 1980er von Uli Schachtschabel betriebene Trinkhalle gegenüber der McNair Kaserne ist Gegenstand des im Tenor gänzlich positiven Berichts „Nach dem Trompetensolo zum «Checkpoint Uli».“ Die Trinkhalle ist für viele dort stationierte US-Soldaten fast „ein zweites Zuhause“. Nach Dienstende kommen sie gerne zu Uli, da das Bier billiger ist

²⁴ Auffällig ist die Verwendung des Begriffs „Nichtsesshafte“. Dieser Begriff wurde 1938 in den allgemeinen Sprachgebrauch eingeführt. Er ist stark vorbelastet, denn er diente der nationalsozialistischen Rassenideologie zur Abwertung der Betroffenen als minderwertig, entartet und arbeitsscheu (vgl. Ditz 2004).

als in der Innenstadt oder in der Kaserne. An der Trinkhalle treffen sie auch Deutsche, mit denen sie auf „germanenglish“ klönen. Die Trinkhalle wird zu einer Schnittstelle zwischen Menschen, die im Stadtteil Höchst sonst eher „friedliches Neben- als Miteinander“ leben, so Pfarrer Hans-Georg Döring (FR 4.8.1990).

Ende 1992 eröffnet der Frankfurter Pressefotograf Hubert M. Gloss in der Arbeiterwohlfahrt Nied eine Ausstellung von Trinkhallenfotografien. Angesichts des Erfolgs der Ausstellung bringt die FNP zusammen mit Gloss eine Artikelserie über Frankfurter Trinkhallen heraus.²⁵ Der Fotograf sieht Trinkhallen nicht als Anlaufstelle für Alkoholiker, sondern als Ort der Menschlichkeit: „Die Häuschen haben Seele und Herzlichkeit durch die Personen, die in ihnen wirken“ (FNP 14.10.1992). „Das Wasserhäuschen ist für viele Menschen, die einsam sind, die einzige Ansprechstelle“ (FNP 12.3.1993).

Erzählt werden Geschichten Einzelner Trinkhallen und ihrer Pächter und Anekdoten über Kioske aus aller Welt im allgemeinen und aus der Frankfurter Stadtgeschichte im speziellen. Zusammenfassend lässt sich darin folgendes erkennen:

- In keinem Artikel werden Nachbarschaftsprobleme thematisiert
- Alkoholismus wird stellenweise romantisiert
- etwa die Hälfte der besuchten Trinkhallen wird von Migranten gepachtet
- an fast allen spielt sich multikulturelles Leben ab
- Pächter stellen sich als arbeitsam, genügsam, ihre Arbeit und Frankfurt liebend dar
- die befragten Pächter achten an ihrer Trinkhalle auf Ordnung und Sauberkeit.

Auch in den Reportagen vollzieht sich der schon in den Berichten (Kapitel 3.1.) festgestellte Wandel der Berichterstattung. Stehen anfangs Alkoholprobleme im Mittelpunkt, rückt später die soziale Bedeutung der Trinkhalle in den Fokus. Zwei Überschriften stellen den Wandel exemplarisch dar: „Jederzeit dienstbereit auch für faule Kunden - ... Alkohol vom Wasserhäuschen zieht Penner an“ (FAZ 25.11.1977) steht gegen „Sonntags-Arbeiter - Er hat Milch für den Kaffee und Kekse für den Sohn - Verkauft, wenn die Läden zu sind: Der Kiosk-Betreiber“ (FAZ 26.12.1993). War die Trinkhalle Ende der 1970er Jahre Alkoholstation, die auch nützliche Funktionen haben kann, ist sie heute für viele „Rettung in der Not“, an der auch ein „Flachmann gekippt“ wird. Teilweise wird auf die Erwähnung von Alkohol völlig verzichtet. Seit Anfang der 1990er wird die Trinkhalle medial als besondere Frankfurter Institution wahrgenommen und entsprechend gewürdigt.

²⁵ vgl.: FNP 16.12.1992, FNP 18.12.1992, FNP 21.12.1992, FNP 22.12.1992, FNP 29.12.1992, FNP 30.12.1992, FNP 5.1.1993, FNP 8.1.1993, FNP 16.1.1993, FNP 21.1.1993, FNP 3.2.1993, FNP 10.2.1993, FNP 19.2.1993, FNP 11.3.1993, FNP 15.3.1993, FNP 16.3.1993, FNP 23.3.1993, FNP 31.3.1003

Die aus der Fotoausstellung resultierende Artikelserie der FNP von 1992/93 bildet einen Höhepunkt positiver Berichterstattung. Sie zieht die HR-Fernsehreportage „Ein Bier im Stehen“ nach sich, in der zahlreiche Gäste wie Betreiber in einem positiven Licht erscheinen (Hessen 3, 10.3.1993).

Am 13.6.1998 thematisiert der Fernsehsender 3sat in „Frankfurt nebenan“ die menschliche Anteilnahme am Tod eines Frankfurter Trinkhallenpächters. Den vorläufigen letzten Höhepunkt stellt die Comedy-Serie „Die Boegers“ aus dem Jahr 2001 dar, die über mehrere Monate dienstags um 21.05 Uhr in der ARD lief und deren Schauplatz eine Frankfurter Trinkhalle ist.²⁶

3.4 Bunte Inseln

Die ältesten archivierten Artikel widersprechen der These einer sich linear zum Positiven wandelnden Berichterstattung. In ihnen wird v.a. die Versorgungsfunktion der Trinkhalle hervorgehoben. Als der Bundestag 1955 berät, ob die Kioske zukünftig unter das Einzelhandelsgesetz, und damit unter die geltenden Ladenöffnungszeiten fallen sollen oder unter das Gaststättengesetz, heben die Pächter die soziale Funktion der Kioske hervor: „Sie sind die Gaststätten des kleinen Mannes ...Wer Geld hat, kann in einer Hotelbar noch mitten in der Nacht alles kaufen, aber der Arbeiter, der von der Schicht nach Hause fährt, soll noch nicht einmal Schokolade für die Kinder am Kiosk kaufen dürfen“ (FR 21.9.1955).

„Was da vielfach angeboten wird, grenzt fast an einen Lebensmittelhandel: frische Butter, Eier, Käse- und Wurstwaren, Brot und Kaffee gehören heute fast schon zum guten Ton eines Trinkhallenangebots“ (FAZ 14.8.1971). Sie sind „Oasen in der Großstadtwüste“ (FAZ 1.7.1972).

Alkoholkonsum wird wahrgenommen, doch nicht problematisiert:

„Bierflaschenbewährt, aber meist dennoch durchaus gutmütig, lehnt ein Teil der Stammkundschaft am Brett. Hände mit schmutzigen Fingernägeln umfassen das braune kühle Glas ... [u.a.] kommt's vom Bau, denn kein Maurer, der durstig ist, legt vor dem Gang zum Büdchen Wert auf die Restauration seines Äußeren“ (FAZ 1.7.1972).

²⁶ Hinzuzufügen ist, dass die FR die Aussagen eines OBR aufs Korn nimmt, ganz zur „neuen gesellschaftlichen Großwetterlage“ passend. Selbst Probleme wie freies Urinieren werden relativiert (vgl. FR 29.7.1991).

Auch andere Probleme, die vor allem ab 1973 im Zentrum der negativen Betrachtung stehen, etwa mangelnde Hygiene, werden nicht thematisiert, andere stehen im Blickfeld: „Das Büdchen an der Ecke steht auch nach Ladenschluss und natürlich während des Wochenendes zu Diensten ... So wundert es nicht, wenn die Polizei- und Ordnungsbehörde über Beschwerden von Einzelhändlern zu berichten hat, die besonders wegen des Abend- und Wochenendverkaufs eine Konkurrenz der Trinkhallen befürchten“ (FAZ 14.8.1971).

Argumente für den Abriss von Trinkhallen gibt es dennoch. Wie Mitte der 1980er heißt es, sie passten nicht ins Stadtbild: „Relikte der Nachkriegszeit werden sie von der Stadtverwaltung genannt, die Buden, von denen es noch ein paar hundert in Frankfurt gibt und die man jetzt alle überprüfen will, ob sie einwandfrei placiert sind und das Straßenbild nicht verschandeln; trifft das nicht zu, werden sie eingerissen ... Ja, damals, in all der Trostlosigkeit waren die bunten Buden – in der Eile aufgeschlagen aus Brettern – wie bunte Inseln ... Heute dagegen wirken die erhalten gebliebenen Buden wie verloren im Meer der neuen Bauten ... Überall dort, wo sie städtebaulich vertretbar seien, wolle man (die Stadtverwaltung, d.A.) solche Häuschen dulden, die aus massivem Material hergestellt sind. Sie müssen allerdings so gebaut sein, dass sie wie richtige Läden ausschauen. Einst waren sie Provisorien, die man lieb gewann; heute dürfen sie nicht provisorisch sein, damit sie geduldet werden. Gewiss darf man der Stadt keinen Vorwurf machen, sie geht halt mit der Zeit. Ein wenig traurig wird LEBERECHT aber doch zumute sein, wenn er demnächst an einem Platz vorüber kommt und sich wundert, weil etwas anders ist, bis ihm einfällt: Ach das Wasserhäuschen haben sie eingerissen“ (FNP 11.9.1959).

Im Zeitraum des Erscheinens der ältesten Artikel herrschte in Frankfurt Vollbeschäftigung, so standen an den Trinkhallen vorwiegend Arbeiter, Angestellte und Rentner. Dass es keinen übermäßigen Alkoholkonsum gab oder er ggf. toleriert wurde, ließe sich an Hand der Tatsache schließen, dass zu dieser Zeit das Thema Trinkhallen in der Medienberichterstattung keinen Eingang gefunden hat. Die wenigen Artikel zum Thema Trinkhalle thematisieren Alkohol nicht als Problem.

Offen bleibt, warum die Berichterstattung ab 1973 deutlich negative Tendenzen aufzeigt und vor allem Alkohol- und Hygieneprobleme im Vordergrund stehen. Die Anfang der 1970er aufkommende Arbeitslosigkeit könnte den Trinkhallen, so ließe sich spekulieren, neben Rentnern weitere, tagsüber Alkohol trinkende Gäste bescheren, ein vielleicht gewöhnungsbedürftiges Bild?

4. Die Trinkhalle im Spiegel gesellschaftlicher Veränderungen

Welche Gründe könnte es geben, dass die Presse erst ab 1984 über die Schließung von Trinkhallen berichtet und sie beklagt, obwohl ihre Zahl bereits seit ca. 1975 kontinuierlich abnimmt? Was kann dazu geführt haben, dass die Behörden nach Antrag der GRÜNEN ihre Politik gegenüber Trinkhallen wie ausgeführt ändern, obwohl diese, wenn man die Medienberichte und die Protokolle der OBR-Sitzungen verfolgt, nicht ihren störenden Charakter verlieren? Weshalb verändert sich ab Mitte der 1980er Jahre das seit Beginn der 1970er Jahre bestehende schlechte Image, obwohl die Beschwerden laut Schauer (Schauer/Interview 6, Anhang) trotz abnehmender Zahl der Trinkhallen zunehmen?

Zum weiteren Erkenntnisgewinn soll nachfolgend der zugegeben gewagte Versuch unternommen werden, die Trinkhalle im Laufe sich wandelnder politischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen zu verorten.

Schon die Entstehung neuer Kioske ab den 1860ern, welche die Arbeiterschaft vom Alkoholismus abhalten sollte, zeigt, wie sich gesellschaftliche Rahmenbedingungen auf die kleine Bude auswirken können.

4.1 Stadt- und Raumplanung

Trinkhallen stehen an Straßen und öffentlich zugänglichen Plätzen, sie sind Teil des Stadtbilds. Die Stadt ist oft Eigentümerin des Geländes, auf welchem die Trinkhalle steht. Die städtischen Behörden handeln mit den betreffenden Pächtern einen Vertrag über die Nutzung dieses Geländes aus. Es gibt kein Gesetz, dass das Aufstellen von Kiosken in Städten vorschreibt; ob eine Stadt ein Gelände zur Verfügung stellt, liegt somit im Ermessensspielraum. Der Betrieb von Trinkhallen unterliegt somit städtischem Interesse und damit städtischer Planungspolitik.

Städte sind von Menschen errichtete Räume. Stadtplanung bedeutet einen von der Natur vorgegebenen Raum zu formen oder einen bereits geformten Raum zu dekonstruieren, um ihn neu aufzubauen. Die in städtischer Planungspolitik errichteten Räume spiegeln die jeweiligen gesellschaftlichen Prozesse und die historische Entwicklung der Menschheit wieder. „Als Resultat der materiellen Aneignung der Natur ist ein gesellschaftlicher Raum zunächst ein gesellschaftlich produzierter Raum“ (Läpple 1991:43).

Städtische Planungspolitik steuert den Prozess, bestehende gesellschaftliche Verhältnisse architektonisch umzusetzen. Dabei bringt der produzierte Raum die Machtverhältnisse der je-

weiligen Gesellschaft zum Ausdruck: „Der angeeignete Raum ist einer der Orte, an denen Macht sich bestätigt und vollzieht, und zwar in seiner subtilsten Form: der symbolischen Gewalt als nicht wahrgenommener Gewalt. Zu den wichtigsten Komponenten der Macht ... gehören zweifellos die architektonischen Räume“ (Bourdieu 1991:27f).

Eine neue Gesellschaft verlangt neue Räume oder eine neue Anordnung von Räumen. Bei einem Stadtumbau wird widersprüchlich Bezug genommen auf ältere Wirtschaftsweisen, Sozialformen und baulich physische Formen. Dabei ist Stadterneuerung die bauliche Antwort, „militärische, wirtschaftliche und verkehrstechnische Probleme aus Sicht der Elite zu lösen. Über ihren gemeinsamen politischen Charakter hinaus ist es wahrscheinlich, dass Stadterneuerung besonders ausgeprägt den Geist der wirtschaftlichen und politischen Eliten widerspiegelt ... Stadterneuerung ist der institutionelle und politische Ausdruck einer ständigen Anpassung der baulich-physikalischen Form und Funktion der Stadt an die jeweilige politische und ökonomische Hegemonialstruktur ... Der Städtische Raum befindet sich wie (Henri) Lefebvre sagt in einem permanenten Prozess der Produktion. Voraussetzung für die Produktion des Raumes ist entweder die Kolonialisierung des Umlands oder die Destruktion, die Zerstörung innerhalb der schon gebauten Stadt“ (Ipsen 1991:200). Der schubweise Umbau von Städten oder Quartieren ist dabei weniger auf die physische oder ökonomische Lebensdauer der vorhandenen Gebäude zurückzuführen, als vielmehr auf neue Verwertungsmöglichkeiten eines sich wandelnden kapitalistischen Wirtschaftssystems (vgl. Krätke 1991:13ff).

Der gesellschaftlich geschaffene Raum ist gleichzeitig Raum der gesellschaftlichen Reproduktion (vgl. Harvey 1991:158). „Es geht also nicht um Stadtplanung, es geht um die Gesellschaft - den konkreten Bewegungsraum“ (Hoffmann-Axthelm 1996:61). Trinkhallen, die an öffentlichen Wegen stehen, sind Teil der Stadtplanung und damit abhängig von der jeweiligen politischen und ökonomischen Hegemonialstruktur.

Davon ausgehend sollen nun die gesellschaftlichen Bedingungen und die Stadtplanungspolitik seit Kriegsende näher betrachtet werden. Um die gesellschaftlichen Verhältnisse zu erklären, werden die Produktions- und Reproduktionsprozesse betrachtet. Dabei soll die Trinkhalle nicht aus den Augen verloren werden. Am Ende des Kapitels wird untersucht, ob und wie sich diese Verhältnisse auf die Trinkhallen auswirken.

4.2 Die Trinkhalle als Teil von Stadt und Gesellschaft

4.2.1 Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg

Die in Deutschland seit Ende der 1950er Jahre beginnende Phase des Aufschwungs wird in weiten Teilen der Soziologie als Fordismus bezeichnet. Kennzeichnend ist der spürbare materielle Aufschwung der Arbeiterklasse. Arbeiter, Gewerkschaften und Sozialdemokraten erkämpfen zahlreiche Arbeitsrechte. Die Löhne von Arbeitern gleichen sich langsam denen der Angestellten an. Getragen wird dieser enorme Aufschwung durch den Zugang weiterer Teile der Bevölkerung zu Konsumgütern. Eine rasant gestiegene Produktivität und damit verbundene Preisreduktionen ermöglichen es auch unteren Schichten, hochwertige Konsumgüter zu erlangen. Diese hohe Produktivität wird durch die rationalste Nutzung der Arbeitskraft, d.h. durch Zergliederung und zentrale Steuerung der Arbeit und Erhöhung der Produktion erreicht. Der Produktionsablauf ist streng hierarchisch, dezentrale Regulierung ist unerwünscht.²⁷

Die Stadt wird der fordistischen Logik untergeordnet, sie funktioniert als Betrieb.²⁸ Mit dem geringsten Aufwand an Kraft soll ein Höchstmaß an Leistung erfüllt werden. Gemäß der Taylorisierung der Arbeit wird die Stadt rational gestaltet. Das ganze Leben steht unter dem Druck der zeitlichen Optimierung.²⁹ Die Rationalität der Stadt soll durch ihre Zonierung erreicht werden. Arbeit, Wohnen, Freizeit und Konsum werden voneinander getrennt. Die frei von Industrieschmutz neu errichteten Wohnstädte an den Stadträndern und der aufkommende Konsum in Supermärkten sind Zeugnisse dieser Epoche.³⁰ Die entstehenden Wege werden mit dem Auto überwunden. Es wird das gesellschaftliche Ziel verfolgt, großstädtische Massen auf gleichem Niveau zu befriedigen (vgl. Prigge 1991:107f, vgl. Ronneberger

²⁷ Diese Form der Produktion geht auf den amerikanische Wissenschaftler Taylor zurück. Der sog. Taylorismus ist ein wissenschaftliches Arbeitskonzept, der die feinstmögliche Zergliederung und Normierung der Arbeitsschritte bedeutet. Ein wichtiges Kennzeichen ist die Trennung der intellektuellen und manuellen Aspekte der Arbeit. Bei der Fließbandproduktion des Ford T kam sie erstmals zur Anwendung. Der Terminus und eine Theorie des Fordismus wurde Anfang der 1930er Jahre von dem italienischen Philosophen Gramsci eingeführt und später u.a. von Aglieta weiterentwickelt (vgl. Tanner 1999:580ff). Literatur, die sich mit den staatlichen und gesellschaftlichen Strukturen des Fordismus auseinandersetzt, findet sich bei Hirsch/Roth 1986, Conert 2000.

²⁸ Stadtplanerische Diskurse beschreiben diese Phase als „Moderne“. Die Funktionalität der Viertel und Gebäude steht im Vordergrund.

²⁹ Die Filme „Moderne Zeiten“ (USA 1936) von Charles Chaplin und „Mon Oncle“ (F 1958) oder „Herrliche Zeiten“ (F 1967) von Jacques Tati liefern eine kritische Auseinandersetzungen mit dieser Epoche.

³⁰ Bereits Ende der 1920er Jahre untersucht Kracauer die städtische Alltagswelt in Berlin. Er beschreibt die Taylorisierung der industriellen Produktion und verweist auf den dialektischen Zusammenhang, der zwischen der Rationalisierung der Arbeit und der Rationalisierung der Freizeit besteht (vgl. Noller/Ronneberger 1995:13). Lefebvre nimmt diese Kritik der Rationalisierung der Freizeit wieder auf. Er nennt die Einrichtung von Freizeitmäschinen als Kennzeichen der Moderne, um dem modernen zivilisierten Menschen sein allgemeines Bedürfnis nach Freizeit zu befriedigen. Es geht „um rationale Arbeitorganisation - auf der anderen Seite rationale Organisation der Freizeitbetätigung, vor allem der «kompensierenden Beschäftigung»“ (Lefebvre 1987:43ff).

In Frankfurt entsteht in den 1920ern unter dem sozialistischen Stadtbaumeister Ernst May in verschiedenen Siedlungen das „Neue Frankfurt“, das auf der Trennung von Wohnen und Arbeit beruht. Funktionale und standardisierte Bauten prägen diese Viertel (Ernst May Siedlung, Römerstadt, Westhausen, Hellerhofsiedlung). Die Auswirkungen der fordistischen Stadtplanung sind jedoch erst in den Nachkriegsjahren deutlich zu erkennen. Die zerstörte Stadt wird unter dem Stichwort „autogerechte Stadt“ wieder aufgebaut.

1998:200). Passend zu dieser Ära nennt Walter Prigge die entstehenden Trabantenstädte „Wohn-Ford“ (Prigge 1991:105).

Die Teilung der Städte in die Bereiche Wohnen und Arbeiten geht auch zurück auf die Stadthygienebewegung, die Mitte des 19. Jh. entstand. Ihr Ziel war die Schaffung hygienisch sauberer Wohnviertel für die in die Stadt strömenden Arbeiter (vgl. Schmoll 1990:288).

Um das fordistische Programm der Stadterneuerungen überall gleichwertig durchsetzen zu können, kommt es zu einer Vielzahl von staatlichen Regulierungsversuchen, die auf die planvolle Verteilung ökonomischer und sozialer Funktionen in der Stadt abzielen. „Jeder Funktion wird ein entsprechender Raum vorrangig zugewiesen. Ungeordnete städtebauliche Situationen gelten als städtebauliche Mängel. Stadterneuerung hieß in diesem Zusammenhang zunächst einmal «Ordnung schaffen»“ (Ipsen 1991:201).

Vor allem die deutsche Sozialdemokratie ist Träger dieser Entwicklung. Sie will sich von den dunklen Erinnerungen der Arbeiter aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg befreien. „Wir haben uns vorgenommen den Wedding (altes Berliner Arbeiterviertel, d.A.) so zu erneuern, dass das Odium der Zweitklassigkeit verschwindet, dass ein intaktes Stadtbild Abbild einer intakten Gesellschaft wird“ (Willy Brandt in Ipsen 1991:205).

Die standardisierten Konsumgüter müssen kostengünstig – und zu der Zeit heißt das zentral – an den Mann gebracht werden. Supermarktketten und erste Einkaufszentren wie das Main-Taunus-Zentrum entstehen, um die Warenproduktion des täglichen Bedarfs zu verkaufen. Der kollektive Konsum wird ein Definitionsmerkmal des Städtischen. Ziel „ist die Vernichtung der Möglichkeit zu einer selbst- oder lokal organisierten Bedürfnisbefriedigung“ (Ipsen 1991:201). Daneben soll eine lokale Produktion von Gütern und Dienstleistungen vermieden werden. H. Becker/J. Schulz belegen die Folgen von Stadtsanierungen im Fordismus an Hand von Sanierungsgebieten in Berlin. Nach erfolgter Sanierung sank die Zahl der Einzelhandelsbetriebe um 70% (vgl. Ipsen 1991:203).

Das stetig dünner werdende Netz von kleinen Lebensmittelgeschäften bei steigender Anzahl der Supermärkte könnte eine Ursache des zahlenmäßigen Anstiegs der Trinkhallen sein, wenn sie die Aufgaben eines kleinen Einzelhandelsbetriebs mit übernehmen können.

Die Städte entwickeln sich nach dem Krieg zu regelrechten Reproduktionsmaschinen (vgl. Hitz/Schmid/Wolff 1995:153). Städtebauliche Mischung bedeutet geringe Produktivität. Laut dem Entwurf des Städtebau- und Gemeindeentwicklungsgesetzes von 1968 stellen „enge Bebauung“ und „starke Vermischung von Wohn-Betriebs- und Arbeitsstätten“ städtebauliche Missstände dar (Ipsen 1991:204). Der Idee der Zonierung folgend, werden für Arbeiter und Angestellte neue Viertel errichtet (vgl. Schmoll 1990:290). Die hier lebenden Frauen werden

als „grüne Witwe“ bezeichnet, was die Leblosigkeit dieser Siedlungen zu unterstreicht (vgl. Hitz/Schmid/Wolff 1995:154).

Arbeitslosigkeit stellt in dieser Phase des Kapitalismus kein Problem dar, besonders im noch nachhaltig industriell geprägten Frankfurt. Seit Kriegsende entwickelt sich Frankfurt zu einem Dienstleistungszentrum in Deutschland, neue Arbeitsplätze entstehen.³¹ Bereits Mitte der 1960er Jahre sind über 50 Prozent der Berufstätigen in Dienstleistungsberufen beschäftigt.

Steigender materieller Wohlstand der Mittelschichten lässt deren Ansprüche an den Wohnkomfort steigen. Vornehmlich Familien ziehen seit Ende der 1960er Jahre von Trabanten in Einfamilienhäuser im Umland der Städte. Die Wanderungsbewegung bedeute auch den Wunsch nach einem eigenen Ort, auch wenn er sich nicht den verallgemeinerten Ordnungsvorstellungen entziehen kann (vgl. Ipsen 1991:205). In die frei werdenden preiswerten Wohnungen ziehen sozial Schwächere.

4.2.2 Die Trinkhalle in der funktionalen Stadt

Betrachtet man nun das Frankfurter Wasserhäuschen durch die Brille des Fordismus, könnte man den Fortbestand der Trinkhallen als „Arbeitsunfall des Fordismus“ bezeichnen.

„Technik fördert die Rationalisierung des Alltags und quasi die Professionalisierung von Konsum, Freizeit und Haushaltsproduktion. Technische Formalisierung und Standardisierung wirken auch in Richtung einer Normierung des Alltags“ (Lüdke 1994:160). Ginge es nach dem Wunsch eines Mitarbeiters des Frankfurter Ordnungsamts, gäbe es in Frankfurt „eine richtige Bierschwemme“ (FAZ 25.11.1977). Dabei denkt er an Massen-Einrichtungen wie das Münchner Hofbräuhaus statt der vielen kleinen Bierschwemmen in Frankfurt.³² Diese Bierschwemme würde, folgt man der fordistischen Logik, außerhalb der Wohngebiete liegen, so dass Auswirkungen von Alkoholgenuss niemanden stören.³³ Im Gegensatz zu im Stadtgebiet verteilten einzelnen „Störbetrieben“, wäre eine solche Bierschwemme sehr viel leichter zu kontrollieren.

In den neu entstehenden Supermärkten werden den Menschen standardisierte Massenwaren in Form von Selbstbedienung angeboten. Das Warenangebot hält kaum Überraschungen bereit, es gibt alles. Den Einkaufswagen vor sich her schiebend greift der Mensch mal hier, mal dort ins Regal, prüft mit den Augen die Verpackung der Ware und entscheidet sich nach der Inspektion des Haltbarkeitsdatums für oder gegen den Kauf. Merkmale wie die Gestaltung der Verpackung und der zu ihr im Verhältnis stehende Preis sind ausschlaggebend für welche der

³¹ Im Durchschnitt beträgt die Arbeitslosenquote von 1960-1970 in Frankfurt 0,3% (Statistisches Jahrbuch Frankfurt am Main 1971ff).

³² In diesem Sinne kann auch das Hofbräuhaus als „Freizeitmaschine“ betrachtet werden.

³³ Die seit langer Zeit in Gewerbegebieten stehenden Großraumdiskos stellen ebenso eine Trennung von Freizeit und Wohnen dar.

20 Nudelsorten sich der Kunde entscheidet. Den Geruch oder den Geschmack des Inhalts erfährt der Käufer innerhalb der eigenen vier Wände. Der Verkäufer an der Kasse nimmt an keinem dieser Prozesse teil. Der Supermarkt schenkt dem Kunden Anonymität, die als Befreiung empfunden werden kann, da er hier allen anderen Kunden gleich ist (vgl. Augé 1994:117ff). Ohne einen Menschen ansehen zu müssen oder mit ihm zu sprechen, befriedigt der Kunde seine materiellen Bedürfnisse. Alles andere ist, folgt man der fordistischen Logik, nur Zeitverschwendung. Die „Konsumtempel“ stehen oft am Rand der Wohngebiete oder ganz außerhalb, dort, wo sie leicht mit dem Auto erreichbar sind.

Im Gegensatz zu ihnen findet sich in Frankfurt die nächste Trinkhalle meist wenige Fußminuten entfernt. Sie hält einen kleinen Warenumfang bei gleichzeitiger Bedienung bereit. In der Regel besteht keine Auswahlmöglichkeit zwischen verschiedenen Marken eines Artikels. Um an die Ware zu gelangen, muss man seine Wünsche äußern, Kommunikation ist zwingend notwendig. Der Verzehr der Ware erfolgt oft direkt nach dem Kauf unter den Augen des Verkäufers. Dem Kunden ist es überlassen, Wohlgefallen oder Missfallen dem Betreiber direkt mitzuteilen. Der Kunde kann durch persönlichen Kontakt Wünsche über eine Veränderung des Warenangebots äußern. Spezielle Wünsche können zu einer Erweiterung des Warenangebots führen, die Entscheidung obliegt dem Pächter, der die Waren auswählt. Bei der nächsten Bestellung stehen die erwünschten Waren nicht selten bereit.

An der Trinkhalle erfährt der Kunde neben der Befriedigung seiner materiellen Wünsche also sozialen Kontakt. Der Wunsch nach sozialem Kontakt kann sogar der einzige Grund sein, zu einem Kiosk zu gehen.

Die Trinkhalle widersetzt sich auffällig der Logik der fordistischen Stadtplanung. Während Becker/Schulz in der fordistischen Stadtsanierung den Niedergang von kleinteiligen Strukturen feststellen, steigt die Anzahl der Trinkhallen stetig bis etwa 1975. Trinkhallen finden sich in fast allen zu dieser Zeit errichteten Wohnvierteln.³⁴ Ein Beispiel ist die Frankfurter Nordweststadt. In diesem Anfang der 1960er errichteten Viertel stellen Trinkhallen mehr oder weniger die einzigen Geschäfte zwischen den Wohnblocks dar. Neben einer begrenzten Konsumbefriedigung bringen sie architektonische Abwechslung und sorgen so in dem Viertel für ein wenig Lebendigkeit. Sie sind „Oasen in der Großstadtwüste“ (FAZ 1.7.1972) in Vierteln, die selbst Kneipen keinen Raum bieten.³⁵

Mehrheitlich gehört die Trinkhalle, folgt man der Zonierung der Städte, zum Bereich des Wohnens. Folgt man der Medienberichterstattung, stehen in den 1970ern Trinkhallen auch in der Nähe von Werksausgängen großer Industrieunternehmen. Die neuen Wohnviertel wurden

³⁴ Lage und Architektur, die optisch auf die Wohngebäude abgestimmt sind, lassen vermuten, dass die Trinkhallen von den jeweiligen Bauträgern eingeplant wurden.

³⁵ Die FAZ nimmt somit hier auch Bezug auf das 1969 herausgekommene Pamphlet „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“, das die Anonymität der Großstadtviertel kritisiert.

mehrheitlich für Arbeiter und einfache Angestellte errichtet. Die Lage der Trinkhallen deutet auf eine Verbindung zwischen der Arbeiterschaft und der Trinkhalle hin. Offensichtlich wird der arbeitenden Bevölkerung, wie in den 1920ern, das Recht zugestanden, für wenig Geld ihren Durst zu löschen. „Bei den Ottos ... beginnt der Tag mit den Rotfabrikern“ (FR 10.6.1976). Hier erholen sich die Arbeiter vom Arbeitsalltag und kommunizieren unter ihresgleichen. Unterstellt man der Trinkhalle deshalb einen kompensierenden Effekt zur Arbeit, kann man sie als Ort der Reproduktion bezeichnen.

Folgt man den Angaben der Presse bis Mitte der 1970er Jahre, so versorgt die Trinkhalle Hausfrauen mit vergessenen Waren des täglichen Bedarfs und Arbeiter vor und nach getaner Arbeit. Regelmäßig treffen sich die Arbeitenden immer zur gleichen Uhrzeit und bestellen sich die gleichen Waren. Der Trinkhallenbesuch ist somit Teil des standardisierten Arbeitsalltags. Die zahlreichen Trinkhallen an Haltestellen und Werksausgängen zeugen sogar von der zeitlichen Optimierung des Trinkhallenbesuchs. „Mancher packt auf dem Weg zur Arbeit schnell eine Flasche ein. ... Nach Feierabend staut sich dann die «Traube» ... zum Auftakt verlangt er immer das gleiche“ (FR 10.6.1976).

So treffen sich an den Trinkhallen regelmäßig viele Menschen, ob sie sich nun von der Arbeit kennen oder vom gemeinsamen Trinkhallenbesuch. Auch „Ausländer, vor allem Spanier und Jugoslawen, haben nach der Arbeit hier ihren Treff“ (FR 30.3.1983).

Da die unbestreitbare Nähe der Trinkhalle zu Arbeiterwohnvierteln also nahelegt, dass Arbeiter einen maßgeblichen Anteil der Trinkhallen-Kunden darstellten, ließe sich hier die Frage nach dem nicht vorhandenen oder nicht als störend empfundenen „Alkoholproblem“ nochmals – erneut spekulativ – aufgreifen (vgl. Kapitel 3.4.). Es scheint naheliegend, dass es das „Problem Alkohol“ tatsächlich nicht ausgeprägt gegeben hat, denn unter Arbeiterkollegen und deren Wohnumfeld, also der Nachbarschaft, lässt sich ein starker gegenseitiger sozialer Kontrollmechanismus vermuten. Anders als gesellschaftlich diskriminierte Arbeitslose, die später zum Stammpublikum zählen, kann man besonders dem Arbeiter, v.a. wenn er in der Nähe seines Arbeitsplatzes sein Feierabendbier trinkt, unterstellen, dass er nicht regelmäßig betrunken in der Öffentlichkeit gesehen werden will.

4.2.3 Krise des Fordismus

Mitte der 1970er zeigen sich erste Anzeichen einer Krise des Fordismus. Spätestens mit der Ölkrise 1973/74 wird klar, dass auch die Ressourcen der Erde nicht unendlich sind. In fallenden Wachstumsraten drückt sich die Krise aus und der Traum einer immer währenden

Prosperität zerbricht. Besonders unter unqualifizierten Industriearbeitern zieht sie eine steigende Arbeitslosigkeit und eine zunehmende Konkurrenz der Produzenten nach sich.³⁶

Die Folge ist eine verstärkte Spaltung der Gesellschaft. „Der Abschied von der Massengesellschaft ist angesagt ... Gefordert ist der flexible, mobile ... allzeit tätige Arbeiter-Unternehmer“ (Esser/Hirsch 1987:50). Die staatlich gewährten sozialen Sicherheiten werden reduziert, Eigenverantwortlichkeit und individuelle Gestaltung des Lebens sind neue Losungen.

Der umverteilende, paternalistische Wohlfahrtsstaat, der durch Stützung konsumtiver Nachfrage zum fordistischen Wachstum beiträgt, wird durch einen neo-liberalen, minimalistischen Staat ersetzt (vgl. Mayer 1995:129). Der Staat konzentriert sich zunehmend darauf, internationales Kapital an sich zu binden, dem die Aufgabe zukommt, Arbeitsplätze zu schaffen. Ähnlich wie Konzerne konkurrieren Staaten miteinander. Da sich der Staat aus vielen gesellschaftlichen Bereichen zurückzieht, fällt der lokalen Politik die Aufgabe zu, für ein innovatives und Wachstum förderndes Klima zu sorgen (vgl. Mayer 1995:130, vgl. Mayer 1996:210).

In den Städten pluralisieren sich „[z]wischen Yuppies, Boutiquen-Bourgeoisien, «neuer Armut» und «alternativem Leben» die «Lebensstile»“ (Esser/Hirsch 1987:41). Hochspezialisierte Arbeitsprozesse (Unternehmensberatungen, Finanzdienstleister, Werbefirmen etc.) bedürfen eines Heers schlecht bezahlter und hoch flexibilisierter Arbeitsverhältnisse (Putzdienst, Sicherheitsdienst, Gastgewerbe etc.) zur Aufrechterhaltung der Infrastruktur der Städte (vgl. Kipfler/Keil 1995:81f).

Die sich neu entwickelnden Produktions- und Gesellschaftsstrukturen werden u.a. unter den Termini Post-, Neofordismus oder Neoliberalismus zusammengefasst.³⁷

Neue gesellschaftliche Werte werden besonders von den Konservativen unterstrichen. Der Rückzug des Staats ermögliche die individualistische Gesellschaft. Sie wird als „Befreiung der Kraft und der Kreativität des Individuums als Basis des kulturellen und wirtschaftlichen Neubeginns“ gefeiert (Genscher in Herkommer 1991:125). Eine Studie unter hochqualifizierten Angestellten belegt deutlich, dass diese „die zunehmende soziale Polarisierung als notwendiger Bestandteil einer kosmopolitischen Stadtgesellschaft“ und gar als „inspirierende Gegensätzlichkeit“ angesehen wird (Noller 1995:244).

³⁶ Rivelli spricht von Hyperkonkurrenz (Rivelli 1997, S. 17). So erhöhte sich die Arbeitslosenquote in Frankfurt von 0,3% 1971 auf 3,3% 1975. Auf diesem Niveau hielt sich die Arbeitslosenquote bis 1981 (Statistisches Jahrbuch Frankfurt am Main 1971ff).

³⁷ Ähnlich dem Fordismus werden die gesellschaftlichen Strukturen auf Grund der Produktionsbedingungen analysiert.

4.2.4 Stadtentwicklung im Zeichen des Postfordismus³⁸

„Während die Modernisten Raum als etwas ansehen, das für soziale Zwecke geformt werden kann und daher immer der Konstruktion eines sozialen Projekts unterworfen ist, sehen die Postmodernisten den Raum als unabhängig und autonom an. Er kann gemäß ästhetischer Ansprüche und Prinzipien geformt werden, die nicht notwendigerweise etwas mit einem übergeordneten sozialen Ziel zu tun haben“ (Harvey in Noller 1995:43). „Gesellschaftliche Unterschiede als natürliche Gegensätze des sozialen Systems zu akzeptieren“ war das Credo der achtziger Jahre im Städtischen (Prigge 1995:182). In dem sich seit den 1980er Jahren auf dem Rückzug befindenden „Sozialstaat“ werden Armut und Reichtum als Folge des Kapitalismus fortschreitend akzeptiert. Der Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau empfiehlt in seinem Raumordnungspolitischen Orientierungsrahmen von 1993, neben den Tönen zur Rückkehr auf Lokales und Regionales, privatwirtschaftliche Initiativen in der Stadtplanung. Die Entscheidungsträger geben in den 1990er Jahren das Konzept auf, gesellschaftliche Entwicklungen durch Stadtplanung zu steuern. Die Stadtplanung allein könne gesellschaftliche Prozesse in der Stadt nicht steuern, es sei aber „möglich, durch Stadtplanung Chancen für soziale Entwicklungen zu schaffen“ (Wentz 1992:18f). Die Erschließung neuer Stadtrandgebiete und die Errichtung neuer Stadtteile werden zunehmend dem privaten Kapital übertragen (vgl. Häußermann 1998:82).³⁹

Frankfurt entwickelt sich zu einem internationalen Dienstleistungszentrum.⁴⁰ Am Beispiel des Frankfurter Stadtteils Westend erkennt man, was die Sanierung von innen heraus bedeuten kann. Das an die Innenstadt grenzende Viertel ist Ende der 1960er Jahre eines der ersten Objekte, die von privaten Planungsgruppen für Investoren umgestaltet werden. Um den Ausverkauf zu verhindern, besetzten meist junge Berufstätige und Studenten mehrere Häuser, Migranten traten in Mieterstreiks (vgl. Pfothner 1988:145ff).

³⁸ Im städtebaulichen Diskurs wird von „Postmoderne“ gesprochen.

³⁹ Private Investoren, die in Frankfurt die Stadtentwicklung mit übernehmen, bebauen u.a. in Bockenheim die City-West und das ehemalige Gelände von Hartmann & Braun bzw. VDO an der Bockenheimer Warte. Es bleibt anzumerken, dass sich auf beiden Baugebieten kein Kiosk befindet.

⁴⁰ Frankfurt ist Zentrum von transnationalen Unternehmen. Neue kapitalistische Entwicklungen schlagen sich schnell und direkt nieder. Um weitere Unternehmen anzulocken, muss Frankfurt nicht nur mit Eschborn oder Bad Vilbel konkurrieren, sondern mit Amsterdam, London oder New York (vgl. Krätke 1991:47). Frankfurt ist in Deutschland der zweitgrößte Standort von Unternehmenszentralen der 500 größten deutschen und der 500 weltweit größten Unternehmen, Banken ausgeschlossen (vgl. Krätke 1991:45). Damit ist Frankfurt „Global City“ (vgl. Krätke 1996:105ff). Zu den Merkmalen der „Global City“ gehört, dass sie Magnet für Einwanderer und Kapital ist, Knotenpunkt im internationalen Verkehrsnetz (Frankfurt beherbergt jeweils nach London die größte europäische Börse und Flughafen) und zwei Arbeitsmärkte aufweist, einen hochspezialisierten und einen Niedriglohnsektor. Im Widerspruch zur Global City-Theorie sind in Frankfurt jedoch weder eine lokal verankerte multinationale Mittelklasse noch eine ethnisch segmentierte „sweatshop-Ökonomie“ deutlich ausgeprägt (vgl. Keil/Ronneberger 1995:312).

Im Postfordismus kristallisieren sich verschiedene städtebauliche Muster heraus. Eines davon ist die „Stadterneuerung von innen heraus“, wie es Walter Wallmann noch als Frankfurter Oberbürgermeister formulierte. Die Zentren der Städte treten in den Mittelpunkt des Interesses. Innenstadtkonzepte sollen die Besonderheit des jeweiligen Ortes herausarbeiten“ (Ipsen 1991:202). Die bürgerlichen Vorstellungen von Baukunst werden wieder aufgegriffen.

Unter dem „skrupellosen Modernisierer“ OB Wallmann (1977-1987) wird die Internationalisierung und die sozialräumliche Zentralisierung der Mainmetropole vorangetrieben (Ronneberger/Keil 1995:294ff). Planungsvorhaben werden zugunsten des internationalen Kapitals flexibilisiert. Die Innenstadt wird zum Aushängeschild der Stadtpolitik. Die Stadtpolitik reagiert auf die „Unwirtlichkeit der Städte“ und zielt „auf Re-Urbanisierung modernisierter zentraler Stadträume“ (Prigge 1996:199).

Historiengetreu nachgebildete Innenstädte (Römer/Neue Kräme, Fressgass, Goethestraße) verwandeln die Stadt in museale Erlebniszentren für Konsum, Freizeit und Tourismus, in denen Urbanität „inszeniert“ wird. Den Ausbau zur Kulturmetropole anstrebend wird in dieser Zeit u.a. das südliche Mainufer zum Museumsufer umgebaut. Im Vordergrund des Projekts steht nach Peter Noller lediglich der Repräsentationswert (vgl. Noller 1995:52f). Parallel dazu werden zwischen 1981 und 1984 die Pachtverträge von mindestens sechs Kiosken und Imbissen im Bereich Alte Oper, Goetheplatz, Rathenauplatz gekündigt, weil sie nicht mehr in das „Stadtbild“ passten (vgl. FR 11.2.1981, vgl. FR 24.4.1984).⁴¹

Der Aufenthalt in den Innenstädten, die geprägt sind von Passagen, Lobbies von Banken, Hotels und Versicherungen, Restaurants etc., entwickelt sich zum Privileg. Die Debatte um Kriminalität in städtischen Räumen macht das Ringen um Zugang zu diesen von „städtischem Schmutz“ befreiten Zonen deutlich (vgl. Prigge 1998:6f, Ronneberger/Keil 1995:332f).⁴² Diese Veränderung ist Bestandteil der neuen gesellschaftlichen Realität, die durch Neoliberalismus, Deregulation und Individualisierung gekennzeichnet ist (vgl. Bittner 1998:365). „Positiv postmodern ausgedrückt heißt dieses: Pluralisierung von Lebensstilen, mit denen man seine Individualität in bestimmten Räumen und in stilistischer Distanzierung zu Anderen darstellen kann. Solche Re-Territorialisierung der sozialen Lebensweisen fördert die Ausschließung von Individuen oder ganzer sozialer Gruppen aus zentralen Gebieten der Innenstadt“ (Prigge 1998:8).

⁴¹ So fordern Politiker von CDU und FDP immer wieder die Verlagerung des Flohmarkts, sie fürchten um das „Ambiente des Museumsufers“. Das „wenig kulturnahe Flohmarktpublikum“ halte viele Besucher davon ab „ungestört und unbelästigt die Museen zu besuchen“ so Hans-Joachim Otto, Frankfurter FDP-Bundestagsabgeordneter (FR 14.4.2004).

⁴² Für Frankfurt ist das Projekt „Zeil aktiv“ ein gutes Beispiel. In diesem Verein haben sich unter dem Motto „Sympathie Sicherheit und Sauberkeit“ eine Reihe von Geschäftsleuten der Einkaufszone zusammengeschlossen, um bestimmte Gruppen aus dem Fußgängerbereich zu verdrängen (vgl. Noller 1995:90f).

Häußermann beschreibt folgende Entwicklung: „Innerstädtische Investitionen, sei es im Bereich der Wohnungssanierung oder der Reinvestition in gewerbliche Immobilien, nutzen die städtische Tradition und Kultur als Wert eines Standortes ... Bodenbesitz und Standortnutzung werden von ihren Gebrauchszwecken abgelöst und in eine autonome Sphäre der Kapitalverwertung umgewandelt“ (Häußermann 1998:81). Schon beim Kauf des Grundstücks zählt die maximale Verwertbarkeit. Gekauft wird, wenn der Wert des Bodens über das normal zu Erwartende steigen wird (vgl. Cuadra 1992:215). Positiv für Investoren ist die saubere Stadt, eingerichtet mit exklusiven Läden und Büros, frei von „Störfaktoren“. „Der Umbau der Metropolen erfolgt nach der Regie des globalen Wettbewerbs“ (Bittner 1998:365). Die Inszenierung des Urbanen geht mit einer zunehmenden „Kommerzialisierung des öffentlichen Raums einher“ (Bittner 1998:365). Ein Beamter des Liegenschaftsamts sagt aus: „Man kann nicht ein Verwaltungsgebäude für gehobene Ansprüche haben und daneben einen Kiosk, an dem Leute stehen und trinken“ (FR 15.10.1984).

4.3 Die Rolle der Trinkhalle

Mitte der 1970er Jahre erreicht die Zahl der Trinkhallen ihren höchsten Stand im Stadtgebiet. Ein Grund, warum die Zahl der Trinkhallen trotz Umsetzung fordistischer Stadtplanung ansteigt, obwohl die Trinkhalle, wie gezeigt wurde, nicht in fordistische Raumvorstellungen zu passen scheint und daher in entsprechenden Stadtsanierungs- und Baumaßnahmen keinen Platz finden dürfte, kann nicht ausgemacht werden. Klar ist, dass kommunale Behörden Trinkhallen auch auf städtischem Grund genehmigen. Im Gegensatz dazu wird auf Landesebene eine rechtlich umstrittene Verordnung erlassen, die Trinkhallenpächtern hohe Kosten aufbürdet. Im Fordismus und den auf Basis seiner Raumvorstellungen errichteten Vierteln gesteht man der Trinkhalle Raum zu, teils wird dieser – ganz im Gegenteil zur vorherigen Annahme – offensichtlich mit eingeplant. Gemäß den Konzepten der fordistischen Planung wurden die Viertel, wie am Beispiel der Nordweststadt gezeigt, als reine Wohnviertel, z.T. als in sich abgeschlossener Raum geschaffen, in welche die notwendigen Sozial-, Bildungs- und Kultureinrichtungen für die dort angesiedelte Bevölkerung mit eingeplant wurden (vgl. Schmoll 1990:290). Denkbar erscheint, dass die Trinkhalle als fester Bestandteil der Frankfurter Viertel angesehen wurde.

4.3.1 „Kioskverbot“ unter Wallmann⁴³

Die Abnahme der Trinkhallen fällt mit der beginnenden Krise des Fordismus und der Machtübernahme der CDU unter Wallmann zusammen. Die Trinkhalle passt, wie beschrieben, nicht mehr ins Stadtbild.

Die neue Stadtregierung will die Stadt weiter modernisieren und zu einem weltweiten Dienstleistungszentrum ausbauen. Banken und Versicherungen sollen in die Stadt gelockt werden, die Industrie aus der Stadt verschwinden (vgl. Ronneberger 1990:17ff). Sehr deutlich lässt sich diese Politik am Beispiel des Stadtteils Bockenheim verfolgen. Von der industriellen Produktion, die bis Mitte der 1970er Jahre den Stadtteil dominierte, ist heute fast nichts mehr übrig. Mit der Industrie gingen die Arbeiter und mit ihnen offenbar ein Teil der Trinkhallen.⁴⁴ Auch Gisela Welz weist den Niedergang der Eckkneipen- und den Wandel der Imbisskultur in der Nähe von ehemaligen Werkstoren im Frankfurter Gallus nach (vgl. Welz 1991). Die zwischen 1973 und 1976 rapide gestiegene Arbeitslosigkeit lässt vermuten, dass sich an Trinkhallen nicht mehr nur die Arbeiter aufhalten, die sich morgens die Zeitung, mittags eine Wurst und abends einen „Schluck“ gönnen. Die Trinkhalle zieht Medienberichten zufolge zunehmend Rentner, Arme, Obdachlose und Arbeitslose zum gemeinsamen Bier an. Neben der Industrie sind es diese Bevölkerungsgruppen, die nicht mehr ins Stadtbild passen, genau wie die Junkies, die man 1992 von der Taunusanlage vertreibt.

Störungen an Trinkhallen gab es bereits vor der Ära Wallmann. Die städtischen Behörden tolerierten diese großzügig, „es müsse schon ein «dicker Fisch» kommen, ehe man sich zur Klage entschliesse“, so ein Sachbearbeiter des Ordnungsamts (FR 2.10.1974). Ausgehend von einem gewissen Publikumswandel an Trinkhallen scheint es vielmehr so, dass Arbeitenden das „Durstlöschen“ zugestanden wurde. Das Entscheidende scheint, wie Presseartikel zeigen, nicht der Alkoholkonsum an sich, sondern wer ihn ausübt. Wirklich musterhaft geht dies aus folgendem Zitat hervor: Bürger „wie der Bäckermeister Geißendörfer ... würden es sich recht verbitten, rückte man sie in die Nachbarschaft von Alkoholikern und Obdachlosen“ (FR 11.10.1976, vgl. Kapitel 3.4.). Mühlich verortet dieses Phänomen besonders in Stadtteilen mit sozialen Konflikten: Es „ärgert sich der gering qualifizierte und gering verdienende Fließbandarbeiter über den «faulen» Sozialhilfeempfänger, der morgens noch lange schläft, wenn er zur Arbeit gehen muss und spät abends noch lärmt, wenn er, müde von der Schicht, schlafen will“ (Mühlich in Freyberg 1999:88f).

⁴³ Gloss/1

⁴⁴ Im Jahr 1961 waren in Frankfurt ca. 207.000 Menschen im Bau- und verarbeitenden Gewerbe angestellt (Anteil an allen Arbeitsstellen: 46%), 1977 ca. 157.000 (31,1%), 1987 ca. 127.000 (22,8%) und 1997 ca. 92.000 (20,4%). Arbeiter im verarbeitenden Gewerbe in Frankfurt in Betrieben über zehn Personen waren 1960 ca. 90.000, 1970 ca. 80.000, 1977 ca. 57.000, 1985 ca. 50.000, 1993 ca. 38.000 und im Jahr 2000 unter 20.000 (Statistisches Jahrbuch Frankfurt am Main (1960ff)).

Der in dieser Zeit beobachtete übermäßige Alkoholkonsum und erhöhte Lärmpegel Einzelner an Trinkhallen kann also nur ein Vorwand sein, sie schließen zu können. Lärmerprobte war die Trinkhalle schon vorher: „Was ein richtiges Wasserhäuschen ist, das wird meist von heftig diskutierenden, trinkfesten «Stehbierfreunden» umlagert“ (FAZ 14.8.1971).

Pressemeldungen lassen vermuten, dass Trinkhallen und ihre Gäste erst ab Mitte der 1970er Jahre auf Grund einzelner „Störbetriebe“ in weiten Teilen der Gesellschaft immer weniger akzeptiert werden.⁴⁵ So stellt auch der Frankfurter Stadtkämmerer fest: „Die typischen Frankfurter Wasserhäuschen gibt es doch nicht mehr. Das sind längst Versorgungsdepots für Alkohol mit dem entsprechenden Umfeld und herumlungern den alkoholisierten Gestalten geworden“ (Bild 26.3.1982). Nur diese geringe Akzeptanz machte es möglich, dass zwischen 1980 und 1986 einige Trinkhallen von der Stadt „regelrecht «dicht gemacht»“ wurden und etwa 65 aus dem Stadtbild verschwanden (FR 13.9.1986), ohne dass Zeitungen darüber berichteten.⁴⁶ Dass an den Trinkhallen der Alkoholkonsum ansteigt, darf bezweifelt werden, denn in diesem Falle hätten zusätzliche Trinkhallen eröffnet, um den zusätzlichen Bedarf zu befriedigen. Auch der Bierkonsum ist in der Bundesrepublik seit 1970 nicht angestiegen (vgl. Dröge/Krämer-Badony 1987:161). Während der Arbeiter auf dem Weg nach Hause nur Zwischenstation einlegt, hat der Arbeitslose mehr Zeit und unterliegt einer geringeren sozialen Kontrolle als der Arbeitende.

Der Niedergang der Trinkhalle ist keine logische Konsequenz in einer postfordistischen Gesellschaft. Diese Phase des Kapitalismus bedeutet die Forderung nach größerer persönlicher Eigenverantwortung, auch sollen lokale Besonderheiten hervor gehoben werden (vgl. Kapitel 4.2.4.).⁴⁷ Die Trinkhalle ist ein eigenverantwortlich von einer oder zwei Personen geführter Betrieb. Städte, in denen hochqualifizierte Arbeit geleistet wird, benötigen „eine extensive Infrastruktur anderer Arbeiten“ die unter dem Stichwort „hamburger economy“ zusammengefasst werden (vgl. Mayer 1990:192ff).⁴⁸

In diesem Sinne müssten Trinkhallen besonders in den Bürostädten oder der Innenstadt stehen, um die Versorgung der dort Arbeitenden zu gewährleisten. Das ist nicht der Fall. Hier

⁴⁵ Die Anzahl der „Störbetriebe“ hält sich über diese Zeit deutlich unter zehn Prozent (vgl.: FR 17.12.1977, FR 15.5.1979, FR 10.2.1981, FAZ 22.2.1984).

⁴⁶ Die Bildzeitung thematisiert als erste Zeitung (bis 1986 folgen in keiner anderen Zeitung weitere Artikel „Pro-Trinkhalle“) die Abneigung städtischer Behörden gegenüber den Trinkhallen. In dem Artikel „Zahlreiche Wasserhäuschen sollen verschwinden!“ kommen die ersten Frankfurter zu Wort, die ihr Unverständnis gegenüber der Stadtpolitik äußern können. Die Pächter, welche ohne Angabe von Gründen die Kündigung vom Liegenschaftsamt erhielten, seien sauer, ihre Existenz werde von einem auf den anderen Tag vernichtet: „Der Oberbürgermeister verwechselt uns wohl mit seinen Peep-Shows!“ Ein anderer Pächter klagt: „Vor meiner Tür nimmt die Stadt mir mein Brot weg!“ (Bild 25.3.1982) Eine weitere Ausnahme bildet der Fall der beschriebenen drohenden Schließung der Trinkhalle von Johanna Schmodtsien (vgl. 3.2.).

⁴⁷ Die Trinkhalle ist eine regionale Besonderheit.

⁴⁸ Andere Analysen fassen die typischen Merkmale von Orten, in denen hochqualifizierte Arbeit und Niedriglohnarbeiten zusammenfallen, unter dem Stichwort „Zitadelle und Ghetto“ zusammen. Dieser Begriff wurde 1982 von Friedmann/Wolff eingeführt (vgl. Ronnerberger/Schmid 1995:368).

finden sich heute Restaurant- oder Caféhausketten und Bars, die Teil einer weltweit beheimateten Kette sind bzw. diesen Eindruck vermitteln. Sie bilden die so genannte „hamburger economy“, nicht die Trinkhallen. Trinkhallen bleiben ausschließlich Teil der Industriekultur.⁴⁹

4.3.2 Erklärungsversuche des derzeit positiven Bildes von Trinkhallen

Bis Mitte der 1980er Jahre berichten die Medien vornehmlich negativ über Trinkhallen, seitdem ausgewogen bis positiv. Ebenso positionieren sich die städtischen Behörden bis zur Antragstellung der GRÜNEN klar negativ gegen die Trinkhallen und seither wenn auch nicht fördernd aber zumindest will die Stadt den noch bestehenden nicht weiter im Weg stehen (vgl. FR 21.4.1987), obwohl die Beschwerden von Bürgern und OBR seit Mitte der 1970er Jahre konstant bleiben (vgl. Kapitel 2.4.) oder innerhalb der vergangenen Jahre sogar steigen (vgl. Schauer/6). Nachdem im vorherigen Kapitel Ursachen aufgezeigt wurden, die für das schlechte Image verantwortlich sein können, soll nun untersucht werden, worin die Gründe für das unterdessen positive Image und die für die Pächter positive Veränderung der Politik städtischer Behörden liegen können.

Nachdem die Familien der Mittelschicht seit Mitte der 1960er nach „Suburbia“ zogen, sind neue Stadtbürger die Träger des Urbanismus in der postfordistischen Gesellschaft (vgl. Keller 1999:41, vgl. Krämer-Badoni 1987:173). Nach Thomas Krämer-Badony setzen sie sich aus unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen zusammen, den „Yuppies“ und den „Alternativen“. Gemein ist ihnen die Verneinung des in die Krise geratenen bürgerlichen Lebensmodells (vgl. Krämer-Badoni 1987:172). Die Yuppies, die Pierre Bourdieu die „neue Bourgeoisie“ nennt, sind die Avantgarde, Vorreiter eines sich wandelnden Lebensstils (vgl. Bourdieu in Keller 1999:41). Sie fordern einen legeren Umgang miteinander und lassen so anderen Kulturen Freiräume. Dies ist charakteristisch für die Postmoderne und ihr pluralistisches Kulturkonzept der Trennung der Kultur für die Elite und die des einfachen Volkes, mit der Vorgabe, „beiden ihr jeweiliges Recht zu lassen“ (Demirovic 1994:56).

Anfang des 21. Jh. finden sich Teile beider Gruppierungen, Alternative und Yuppies, in den Spitzenpositionen von Wirtschaft und Politik und prägen die gesellschaftlichen Verhältnisse.⁵⁰ Yuppies und Alternative verhalten sich ähnlich der Bohemiens des beginnenden 20. Jh., sie flirteten mit dem sozialen Rand.⁵¹ Ihnen ist gemein, dass sie das Schmutzige oder Keimige su-

⁴⁹ Das hessen fernsehen bezeichnet die Trinkhallenkultur sogar als „Kind der Industrialisierung“ (Hessen 3, 7.8.1995).

⁵⁰ Zusätzlich findet sich im Besonderen in Metropolen die neue Kleinbourgeoisie. Sie sind u.a. Spezialisten für Public Relations, Mode und Inneneinrichtung, Kunsthandwerker und -händler, damit auch kulturvermittelnde Berufe, die meist von bürgerlicher Herkunft sind und damit über ein hohes kulturelles Kapital verfügen. Laut Bourdieu ist eins ihrer Charakteristika mit Randgruppen und Randkulturen zu sympathisieren (vgl. Bourdieu 1982:563ff).

⁵¹ Lange/Steets beschreiben in „Cool Frankfurt?“ das Lebensprojekt einer Architektin und eines Steinmetz, die im *morgen*, ihrem Wohn- und Arbeitshaus, einen neuen Lebensstil in der Nähe „zu alten Gleisanlagen, ver-

chen. Die Trinkhalle, „ist ein Misthaufen, auf dem was gedeiht“, so Gloss, der gerade darin eine Erklärung für den neuerlichen Boom der Trinkhallen erkennt. Vereinfachend gesagt, sprechen die GRÜNEN Personen beider Lebensstile an.⁵² Diese - anfangs „alternative“ - Partei ist heute auf kommunaler Ebene in den alten Bundesländern, besonders in Frankfurt, politisch stark vertreten. Es waren Frankfurter GRÜNE, die sich 1986 als erstes für das Wasserhäuschen einsetzten (vgl. Kapitel 2.4.).

Gezeigt wurde, dass Trinkhallen und Industrialisierung miteinander in Verbindung stehen. Die ehemals von Arbeitern besiedelten Viertel der Gründerzeit sind bei den Alternativen und besser verdienenden Stadtbewohnern heute beliebte Wohnquartiere (z.B. Bockenheim). Industriebauten aus dem 19. Jh., vor einiger Zeit noch rochen sie nach Schweiß, Dreck und Abbruch, beherbergen heute Museen, Theater- und Konzertsäle oder Büros der neuen Dienstleister. Vieles, das bis zur einsetzenden Deindustrialisierung ausschließlich den einfachen Arbeitern notwendigerweise vorbehalten war, ist heute beworben, beliebt und dem entsprechend exklusiv. Die von Arbeitern besuchte Trinkhalle ist u.U. Teil dieses Aufwertungs-sogs. So widmet die Zeitschrift Geo in ihrer Spezialausgabe über die Stadt Frankfurt der Trinkhalle eine Doppelseite. Das Wasserhäuschen sei „eine Agora, ... eine Börse, ein Arbeitsvermittlungsbüro“. Der Hyde-Park könne „einpacken mit seiner einen armseligen Rednerecke – wir haben Hunderte!“ (Eva Demski 1988).

In den Großstädten der „westlichen Welt“ finden sich immer mehr Kleidungs-, Restaurant- oder Caféhausketten verschiedener internationaler Großunternehmen, die sich in ihrem Äußeren oft fast überhaupt nicht unterscheiden. Man kann vermuten, dass die Menschen in den Städten einen Bezug zum Lokalen benötigen, an dem die Besonderheit des Ortes ausstrahlt wird. Da die Anzahl der Trinkhallen seit Jahren sinkt werde sie bei den Leuten zu einem Nostalgiethema und bekommen Kultcharakter (vgl. Gloss/1).

Die Arbeitslosenzahl steigt Anfang der 1980er auch in Frankfurt.⁵³ Vornehmlich Unqualifizierte sind davon betroffen. Zuerst macht ein Artikel der FR vom 24.4.1984 darauf aufmerksam, dass die Mitarbeiter der gekündigten Kioske arbeitslos werden und oft auf Grund des Alters als schwer vermittelbar gelten. Bis zur erwähnten Antragstellung der GRÜNEN folgen vier positive Artikel.⁵⁴ Wer im Wasserhäuschen arbeitet, ist nicht arbeitslos, erkannte die Stadt

rottenden Industrieanlagen, ... sowie einer direkt angrenzenden Leichenhalle“ ausprobieren (Lange/Steets 2001:306f).

⁵² „Die Grünen des Jahres 2001 fahren Fahrrad nur vor laufenden Kameras, ansonsten setzt z. B. der Bundestagsfraktionschef Rezzo Schlauch auf die Verlässlichkeit seines Porsche ... Sie gehören inzwischen allesamt der Gruppe der Besserverdienenden an und können sich den Luxus gesund zu essen und zu leben einfach kaufen“ (Henning:2001).

⁵³ Erstmals seit 1955 liegen die Arbeitslosenquoten im Jahr 1982 mit 5,2% über 4%, sie steigen im Folgejahr knapp über 6% und stagnieren bis 1992 auf dieser Höhe (vgl.: Statistisches Jahrbuch Frankfurt am Main 1950ff).

⁵⁴ Folgende Überschriften: „Hochhaus will alleine stehen - Wasserhäuschen muss weg“ (FR 15.10.1984), „Alle waren so nette Kunden“ (FR 12.2.1986), Die Trostbude passt nicht mehr ins Bild (FR 13.9.1986) und das „Loblied aufs Wasserhäusje“ (FR 23.9.1986).

Frankfurt schon 1926 (vgl. Kapitel 2.1.).⁵⁵ Als die Stadt 1987 beschließt, der Existenz der Trinkhallen nicht mehr im Weg zu stehen, sind 647 Betriebe konzessioniert (vgl. FR 21.4.1987). Das bedeutet, angesichts der Öffnungszeiten von Trinkhallen, 1.000 bis 1.500 gesicherte Existenzen.

Zur Programmatik der neuen Phase des Kapitalismus zählen u.a. die Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse und damit auch der Arbeitszeiten. Für viele sind nach Arbeitsschluss die Geschäfte schon geschlossen. Die fehlenden Kleinigkeiten werden folglich am Kiosk gekauft. Ein Grund mehr, über Kioske positiv zu berichten. Nachdem die Presse über Jahre ausführlich über Alkoholverkauf berichtet, heißt es nun: „Sie haben Bedeutung als letzter Retter nach Ladenschluss“ (FR 13.9.1986). Die mittlerweile länger geöffneten Supermärkte und Tankstellen nehmen den Kioskbesitzern heute einiges an potentiellen Einnahmen ab. Seit der Untersuchung Neeb's von 1993 hat sich die damalige Zahl von 529 konzessionierten Betrieben nahezu halbiert.

4.4 Die Zukunft der Trinkhalle – Die Trinkhalle der Zukunft

Derzeit ist die Trinkhalle fast ein „Mode-Objekt“. 2003 gab es in Frankfurt zwei Fotoausstellungen zum Thema Trinkhalle. Das Journal Frankfurt organisierte mit dem Historischen Museum und der „Trinkhalle“ – einer Bar in der Mercatorstraße – eine Trinkhallenralley.⁵⁶ Ein im Rahmen eines Trinkhallen-Projekts Offenbacher Studenten der Hochschule für Gestaltung entstandenes Manuskript fand in der FR ausführlich Erwähnung (vgl. FR 18.9.2003). Trotz eines Preises von 60 Euro waren alle 20 Exemplare sofort vergriffen. Auch 2004 kann sich die Trinkhalle nicht über mangelnde Aufmerksamkeit beklagen. HR 1 zeichnete am 13.1. 2004 im historischen Museum die Sendung „Es lebe das Frankfurter Wasserhäuschen“ auf. Der Saal platzte aus allen Nähten, der HR hatte nicht mit einem Andrang von ca. 350 Leuten gerechnet. Die FR, die am gleichen Tag auf diese Veranstaltung hinweist, erkennt die Artikelflut zum Thema Trinkhalle: „«Wenn ich noch ein Wasserhäuschen in dieser Zeitung sehe, bekomme ich einen Schreikrampf» äußerte sich ... eine verdiente Kollegin ... Offenbar waren für ihren Geschmack zu viele Kollegen in gesundem Lokalpatriotismus auf die Wasserhäuschen-Fotoausstellung von Martin Starl angesprungen“ (FR 13.1.2004).

Die funktionale Stadt des Fordismus kann die Bedürfnisse des modernen Freizeitmenschen nach neuartigen Aktivitäten nicht befriedigen. In ihren Räumen „befinden wir uns ständig auf der Suche nach Illegalem“. Ein Hauch von Abenteuer besteht nur noch in „obskuren Knei-

⁵⁵ Frankfurt gehört zu den Städten mit dem höchsten Rückgang von gering qualifizierten Arbeitsplätzen im verarbeitenden Sektor in der Bundesrepublik (vgl. Keil/Ronneberger 1995:310).

⁵⁶ Die Bar ist ein Projekt von ehemaligen Wirtschaftsstudenten, die hier Werbung in eigener Sache machen. An Hand der Bar soll gezeigt werden, wie ein Unternehmen aufgebaut, geleitet und beworben wird. Die Betreiber sehen ihre Zukunft als Unternehmensberater.

pen, auf Flohmärkten, notfalls in Spielhallen und Eisdielen“ (Konstant in Ronneberger 1990:31). Diese Liste ließe sich um die Variante der Trinkhalle erweitern.

Galten in den 1980er Jahren die Hochhäuser als „identitätstiftendes Gestaltungsmittel“ und „Teil der Frankfurter Kultur“ (Brück in Prigge 1988:221f), könnte diese Funktion künftig von der Trinkhalle erfüllt werden. Sieht man nun auf die Bar „Trinkhalle“ in der Mercatorstraße, übt sie zumindest als ästhetische Spielerei einen gewissen Reiz aus. Vorstellbar wäre weiterhin, dass die klassisch geformte und z.Z. geschlossene Trinkhalle Grüneburgweg, Ecke Fürstenberger Straße demnächst als Mischung zwischen Wasserhäuschen und Cafébar neu eröffnet (die Lage gegenüber dem Grüneburgpark und die Nähe zu Bürogebäuden würde sich anbieten) und die Preise dem entsprechend erhöht. Um den Aufenthalt der Besucher angenehmer zu gestalten, wird das Wasserhäuschen der Zukunft vermutlich auch einfache Stühle und Tische anbieten. Sie wäre eine ähnliche „Re-Konstruktion“ wie die Imbissbude „Best Woscht in town“ im Grüneburgweg, an der Mittags Büroangestellte Currywurst, die mit sechs verschiedenen Soßen angeboten werden, und einen Espresso zu sich nehmen. Die Preise liegen hier etwa 20-30% über den üblichen Durchschnittspreisen an „gewöhnlichen Imbissen“ in Frankfurt.

Die fortschreitenden globalen Veränderungen fordern im Grunde heraus, dass „«Parzellen simulierten alten Glücks am Leben gehalten werden müssen». Lokale Identitäten, ob nun im Gewande der Popkultur oder des Kleingartenvereins, sind insofern Re-Konstruktionen. Sie taugen ... ebenso zur kulturellen Integration der städtischen Gesellschaft wie zur Vermarktung als Lokalkolorit“ (Bittner 2001:18). Sie wären dann „Bestandteil eines marktkonformen Kulturprodukts“ (Noller 1995:95) und ähnlich „besonders“ wie die gleichermaßen von Touristen und Einheimischen frequentierten Apfelweinkneipen in Sachsenhausen.

Städte und Gemeinden wollen heute gegenüber Investoren, Kunden und touristischen Besuchern „ihre Unverwechselbarkeit herausstellen“ (Heinz 1992:43). Vor dem Hintergrund heutiger planerischer Erzeugung von Urbanität als Ausstattungsmerkmal einer Stadt könnte die Trinkhalle der Zukunft ein ästhetisch ausgestaltetes Objekt werden, das im Sommer geöffnet ist und den Gästen Prosecco und Latte macchiato anbietet. Sie wäre dann in innerstädtischer Lage oder am Mainufer zu finden.

Die „gewöhnliche“ Trinkhalle wird dennoch nicht untergehen. Es ist zu vermuten, dass im Zuge weiterer Verlängerungen der Öffnungszeiten von Supermärkten ihre Zahl weiter, wenn auch mit verlangsamtem Tempo, zurückgeht.

Es könnte jedoch auch ein gegenteiliger Effekt eintreten, denn die anhaltende Arbeitslosigkeit und die gegenwärtige Gesetzgebung, wie die Reform des Arbeitsmarkts durch Hartz IV, Aussagen des derzeitigen Kanzlers Gerhard Schröder, keiner habe das Recht auf Faulheit,

lassen keinen Zweifel an der These, dass im Besonderen Menschen mit geringer Qualifikation und geringem Vermögen jede, auch weit unter Tarif bezahlte, Tätigkeit aufnehmen werden. Die Arbeit in einer Trinkhalle wäre eine Möglichkeit der Arbeitslosigkeit, sogar als Selbständiger zu entkommen. Der Preis, den die Trinkhalleninhaber für diese Selbständigkeit zahlen müssen, wird somit steigen. Eine 80-Stundewoche, wie sie Bülent im Interview beschreibt, bleibt somit zukünftig keine Seltenheit (Bülent/8). Vor diesem Hintergrund ließe sich auch spekulieren, dass einige Trinkhallen wieder eröffnen könnten, jene die sich unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht rentieren. Die Betreiber wären sog. „Working-poor“, in Vollzeit Arbeitende, deren Einkommen die Armutsgrenze nur geringfügig oder garnicht übersteigt.

5. Trinkhallenverteilung⁵⁷

Im Frankfurter Stadtgebiet finden sich Gebiete mit hoher, mittlerer und niedriger Trinkhallendichte.

Eine hohe Konzentration von Trinkhallen finden sich in folgenden Stadtgebieten (von West nach Ost):

In Teilen von Unterliederbach und Höchst, im Schwanheimer Osten, in Griesheim, im Galus, in Bockenheim mit Ausnahme des Gebiets, das im Ginnheimer Höhenvertrag beinhaltet ist (ugs. Diplomatenviertel) und der City West, in Niederrad, in Niederursel, in Praunheim südlich der Nordweststadt, in Alt-Heddernheim, in Teilen von Ginnheim und Eschersheim, im Nordend östlich der Eckenheimer Landstraße, in Sachsenhausen östlich der Schweizer Straße bzw. nördlich der Mörfelder Landstraße, im Ostend, in Bornheim, in Oberrad und in Fechenheim.

Eine mittlere Konzentration weisen auf (von West nach Ost):

Zeilsheim, Sindlingen, Sossenheim, Nied, Kuhwaldsiedlung, Rödelheim, Praunheim, Hausen, Bonames, Gutleutviertel, Teile des Westends, Eckenheim, Preungesheim, das Nordend südlich der Holzhausenstraße und östlich der Eschersheimer Landstraße, Teile Sachsenhausens, Seckbach, Riederwald und Bergen-Enkheim.

Keine oder eine geringe Dichte von Trinkhallen finden sich (von West nach Ost):

In Goldstein, in der Bürostadt Niederrad, rund um den Flughafen, in der City-West, im Diplomatenviertel, im Dichterviertel, im Dornbusch, im Bahnhofsviertel, im nördlichen Westend, im Innenstadtbereich, in Kalbach, in Niedereschbach, in Harheim, in Berkersheim, in Niedererlenbach und im südlichen Sachsenhausen.

⁵⁷ In der im Anhang beigefügten Karte markieren die roten Punkte die vom Ordnungsamt konzessionierten Trinkhallen. Grüne Punkte markieren vom Autor identifizierte Trinkhallen, die sich nicht auf der Liste des Ordnungsamts befinden, da sie aus unterschiedlichsten Gründen als Kiosk, Imbiss oder Kneipe konzessioniert sind, obwohl sie tatsächlich dem Erscheinungsbild einer Trinkhalle gleichen. Die Kreuze markieren Orte, an denen Gebäude geschlossener Trinkhallen gefunden wurden.

5.1 Auffälligkeiten

Trinkhallen gibt es fast über das gesamte Stadtgebiet verteilt. In den Stadtrandgebieten als auch im innenstädtischen Bereich finden sich hohe und geringe Konzentrationen. Die Nähe zum Zentrum hat offenbar keine Auswirkung auf die Trinkhallenverteilung.

Das Bedürfnis der Bevölkerung stellte in der Vergangenheit die Grundlage für die behördliche Genehmigung einer Trinkhallenkonzession dar. Bis zur Machtübernahme der NS-Partei werden Trinkhallen vor allem in Arbeitervierteln errichtet, während es als „Unding“ angesehen wird, sie in Villengegenden zu genehmigen (vgl. Neeb 1993:62). Die These zu Grunde legend, dass bestimmte Kneipentypen als Indikatoren für das jeweilige soziokulturelle Umfeld gelten (vgl. Dröge/Krämer-Badony 1987:30ff), lautet die Frage nun, ob heute verschiedene Stadtgebiete mit ähnlicher räumlicher Konzentration von Trinkhallen Gemeinsamkeiten aufweisen.

Trinkhallen in Randgebieten

Betrachtet man die Stadtrandgebiete, fallen folgende Gemeinsamkeiten auf: Höchst, Unterliederbach, Fechenheim, Riederwald, Heddernheim, Niederrad, und Niederursel, die eine hohe räumliche Dichte von Trinkhallen aufweisen, sind entweder traditionelle Arbeiterviertel, z.T. nachhaltig geprägt von ortsansässigen Industrieunternehmen (z.B. Cassella, Heddernheimer Kupferwerke, Hoechst), die z. T. nicht mehr existieren oder es sind neu errichtete Wohnviertel mit mehrgeschossigen Bauten, welche nach dem Zweiten Weltkrieg, z.T. als Trabantsiedlung errichtet wurden.

Die Stadtteile Sossenheim, Kalbach, Nieder-Eschbach, Bonames, Harheim, Nieder-Erlenbach, Berkersheim, Seckbach und Bergen-Enkheim weisen eine geringe Trinkhallendichte auf. Diese Stadtteile besitzen z. T. eigene Dorfkerne und sind landwirtschaftlich geprägt. Die Trinkhallen dieser Stadtteile stehen fast ausschließlich in den nach dem Zweiten Weltkrieg errichteten Baugebieten mit mehrgeschossigem Mietwohnungsbau kommunaler oder genossenschaftlichen Wohnungsbaugesellschaften oder in direkter Nähe zu bestehenden oder ehemaligen Straßenbahnhaltestellen.

Stadtkerngebiete mit hoher Trinkhallendichte

Das Gallus gehört zu den klassischen Arbeitervierteln in Frankfurt. Es besteht aus Bauten der Gründerzeit und der seit der Jahrhundertwende um 1900 errichteten Hellerhofsiedlung und gilt neben dem Gutleut- und dem Bahnhofsviertel den städtischen Gremien zumindest bis Ende 1980er Jahre als gelungenes Beispiel der Integration von Migranten.⁵⁸ Diese stellen im

⁵⁸ Anfang der 1990er Jahre schließen die Adlerwerke, die über Jahrzehnte diesen Stadtteil mit geprägt haben. Zu diesem Zeitpunkt arbeiteten hier noch 1.000 Menschen (vgl. Welz 1992:81ff).

Gallus einen Bevölkerungsanteil von 44% (vgl. Noller 1995:77) und beziehen im Vergleich zu Migranten anderer Frankfurter Stadtviertel und zu im Gallus lebenden Deutschen unterdurchschnittlich häufig Sozialhilfe (vgl. Stadtteil-Sozialatlas:1988). Als verantwortlich dafür gelten die gemischten, kleinteilig gegliederten und komplex vernetzten Strukturen. Sie „sind für eine langfristig flexible Nutzung und für die Integration verschiedener sozialer und demografischer Gruppen besser geeignet als monofunktionale Großstrukturen“ (Hunscher 1992:201f). Im Gallus finden sich neben der engen Dichte von Trinkhallen auch viele internationale Imbisse oder kleine Lebensmittelgeschäfte, die in ehemaligen Trinkhallenräumlichkeiten untergebracht sind.

Teile von Bockenheim, das Nordend (eine sehr hohe Trinkhallendichte findet sich hier nur östlich des Oederwegs), Teile von Bornheim und das nordöstliche Sachsenhausen sind ebenfalls klassische Gründerzeitviertel mit den baulichen Merkmalen der Blockrandbebauung und der Mehrgeschossbauweise. Bornheim und Bockenheim gehören seit Ende des 19. Jh. zum Frankfurter Stadtgebiet. In diesen Vierteln wechseln sich Alt- und Neubauten ab. Sie weisen eine hohe Mischung von Baustilen und Nutzungen auf. Es sind so genannte gewachsene Stadtteile, wobei Bockenheim bis in die 1970er Jahre hinein deutlich industriell geprägt war.

Stadtkerngebiete mit mittlerer Trinkhallendichte

Die Viertel Rödelheim, Hausen, Ginnheim, Eschersheim, Eckenheim, Preungesheim, Griesheim und die Kuhwaldsiedlung weisen im Gesamtbild eine mittlere bis höhere Dichte auf. Sie gehören nicht zu den direkten Innenstadtgebieten. In einigen dieser Viertel lassen sich noch Teile ehemaliger dörflicher Strukturen erkennen. Die Trinkhallen in diesen Vierteln stehen entweder in reinen Wohnvierteln, die zum größten Teil nach dem Krieg errichtet wurden, meist als frei stehende Bauten innerhalb der Mehrgeschossbauten des typischen kommunalen oder genossenschaftlichen Wohnungsbaus oder wie in Griesheim, Rödelheim und Ginnheim, dort, wo Wohn- und Verkaufsfläche für Waren des täglichen Bedarfs nebeneinander existieren.

Stadtkerngebiete mit geringer Trinkhallendichte

Das Bahnhofsviertel, ein klassisches Gründerzeitviertel, ist heute nur noch sehr dünn besiedelt. Es ist *das* Rotlichtviertel Frankfurts. Es weist mit 79% einen sehr hohen Anteil von Migranten auf (vgl. Noller 1995:77). Da dieses Viertel fast 24 Stunden lebt, wäre es eigentlich ein idealer Ort für Trinkhallen. Es darf vermutet werden, dass die in diesem Viertel zahlreich ansässigen Imbisse oder Imbissgaststätten und Kneipen (oft „Absteigen“), deren Öffnungszeiten bis spät in die Nacht reichen, die Trinkhallen dort ersetzen.

Der Kernstadtbereich (innerhalb der bestehenden oder ehemaligen Wallanlagen) und Sachsenhausen östlich der Walter Kolb- bzw. Schweizerstraße und nördlich der dort verlaufenden Bundesbahngleise sind die repräsentativen Teile der Stadt. Neben dem Flughafen konzentrieren sich dort internationales Business und Tourismus. Besonders dort versucht die Stadt für ein bestimmtes Ambiente zu sorgen.⁵⁹ In diesen z.T. hochexklusiven Shoppingmeilen sieht man immer wieder patrouillierende Sicherheitsdienste. Weder preiswert wirkende Cafés noch Trinkhallen scheinen dem erwünschten Innenstadtabiente willkommen. Den Gästen und zahlreichen Angestellten dieser Gegend bieten sich eher Kaffeehaus- und Fastfoodketten oder teure Cafés zu einem kurzen oder längeren Verweilen an.

Die „City West“ ist ein von einer privaten Investorengemeinschaft auf den Flächen von niedergerissenen, nicht mehr sanierungswürdigen Häusern eines ehemaligen Arbeiterviertels und brachliegenden Industrieanlagen neu errichtetes Viertel. Hier entstehen vorwiegend hochpreisige Wohnungen, die den Wohnbedarf von 5.200 Menschen decken sollen. Etwa zwei Drittel der Bewohner sind weibliche zugezogene Singles (vgl. FR 4.8.1997). An das Viertel grenzen Bürokomplexe. Die Gegend wirkt trotz Kinderspielplatz, Cafés, Straßenbahn und großzügig angelegten öffentlichen Plätzen leer und steril. In der City West gibt es weder Kioske noch Trinkhallen. Die Versorgung mit Zeitungen übernimmt das Ladengeschäft „All in one“.

Die Stadtgebiete Diplomatenviertel, Dichterviertel, Dornbusch, nördliches Westend und der Rest Sachsenhausens sind exklusive Einfamilienhaussiedlungen, Villenviertel oder beherbergen exklusive Gründerzeitbauten. Oft sind die Bewohner Eigentümer ihrer Häuser, die Mieten sind sehr hoch.

5.2. Fazit

Es finden sich wenige oder keine Trinkhallen in exklusiven Wohngebieten (z.B. Dichterviertel) und in Stadtteilen wie der Innenstadt, die zugunsten international funktionierender Strukturen umgestaltet wurden.

Viele Trinkhallen finden sich in gewachsenen Stadtteilen (z.B. Bockenheim), wo die Stadt lebendig ist, „wo Ungleichwertiges Ungleichzeitiges, Unerwartetes und Ungleiches in räumlicher Dichte koexistiert [und] nicht alles zum gleichen Zeitpunkt entsteht“. Die Existenz der

⁵⁹ So fordern die städtischen Behörden etwa 2004 in den neu gefassten Leitlinien für das Aufstellen von Stühlen und Tischen in Sommergärten der Innenstadt, dass diese eine Mindestqualität erfüllen müssen, da „sonst der Passant eiligen Schrittes vorübergeht“ (Baudezernent Franz Zimmermann in FR 27.2.2004). Im April 2004 fordert Zimmermann dann auch weniger Obst-, Gemüse bzw. Imbissstände auf dem Gebiet der Zeil, sie seien „ungeordnet und chaotisch und haben auf der Zeil nichts zu suchen“. Auch die fliegenden Händler sollten verschwinden, um das Erscheinungsbild zu verbessern (FR R-Ausgabe 16.4.2004).

Trinkhallen zeigt, dass dort offenbar „auch Nutzungen existieren und überleben können, die nicht die potentiellen Höchstbeträge erwirtschaften“ (Häußermann 1996:87). Dies ist nur dort möglich, wo nicht Investoren ganze Häuserblöcke eines Stadtviertels besitzen.

Trinkhallen finden sich auch in den reinen Wohnvierteln der Nachkriegszeit (z.B. Nordweststadt, Preungesheim), den seit 1900 errichteten Arbeitervierteln (z.B. Hellerhofsiedlung, Riederwald) und, wenn auch weniger konzentriert, in den Vierteln des „Neuen Frankfurt“ (z.B. Ernst May Siedlung, Westhausen). Da diese Viertel in erster Linie für Arbeiter und Angestellte mit niedrigem bis mittlerem Einkommen errichtet wurden und auch heute immer noch von ihnen bewohnt werden kann dort die Trinkhalle, wie vor dem Zweiten Weltkrieg, als Ort der „Kultur des kleinen Mannes“ betrachtet werden. Die Trinkhalle wird direkt von der Wohnung aus oder auf dem Weg von oder zu ihr aufgesucht. Sie gehört zum Viertel.

Weitere Indikatoren können als Trinkhallen fördernd gelten: Die Nähe zu Linien des öffentlichen Personennahverkehrs (im besonderen Straßenbahnen) und die Nähe zu mittelgroßen Betrieben mit Schichtarbeit (Krankenhaus).⁶⁰

Grob vereinfacht stehen Trinkhallen überwiegend dort, wo viele Menschen angesiedelt sind oder verkehren, also viele den Bedarf, auch außerhalb der geregelten Ladenöffnungszeiten, auf Kommunikation oder einfach nur nach vergessenen Lebensmitteln verspüren. Nachts, wenn die Straßenbahnen im Depot sind und der größte Teil der städtischen Bevölkerung schläft, schließt auch die Trinkhalle. Sie bietet lediglich etwas früher bzw. etwas länger als andere ihren „Service“ an.

⁶⁰ Neeb weist in ihrer Studie eine hohe Konzentration von Trinkhallen in der Nähe der Großmarkthalle nach (vgl. Neeb). Viele dieser Trinkhallen existieren heute nicht mehr. In ihrer Nähe stehen heute erste Gebäude des Projekts „Wohnen und arbeiten am Fluss“.

6. Bürgerinteresse und Behörden

Wenn Trinkhallen in den Fokus von widersprüchlichen Interessen rücken, ist die Aktionsform des Unterschriftensammelns ein beliebter Versuch von Bürgern, ihre jeweiligen Forderungen durchzusetzen. Einige Fälle sollen chronologisch kurz Erwähnung finden:

- Frau Bunch sammelt binnen kurzer Zeit 70 Unterschriften bei ihren Gästen, um sich bei Beamten der Gewerbeaufsicht zu beschweren, da diese der Forderung der Nachbarn entgegenkamen, den Alkoholausschank an ihrer Trinkhalle zu verbieten (vgl. FR 2.1.1973).
- „Mit einer Petition haben sich über 20 Bürger von Niederrad an den CDU-Stadtverordneten von Niederrad, Wilhelm Kreiser, gewandt. Es wird gefordert, mit «den unmöglichen Zuständen an Kiosken bald Schluss zu machen.» Die Bürger beschwerten sich darüber, dass «sozial gestrauchelte Personen» sich an den Büdchen volllaufen lassen und anschließend die Bürgersteige und Häuserecken verkoten“ (FN 8.9.1977).
- Die Nachbarn der Trinkhalle Kaiser-Sigmund-Straße sammeln 120 Unterschriften. Sie beschwerten sich über nächtliche Ruhestörung („Hammerschläge“ aus Richtung der Trinkhalle) und Müll in ihren Gärten (vgl. FR 15.10.1982).
- Dem Umbau der Beethovenstraße steht die Trinkhalle von Roswitha Seifert im Weg. Sie sammelt 600 Unterschriften, um die „soziale Institution“ ihrer Trinkhalle aufrecht zu erhalten, die fünf Leute ernährt (vgl. FNP 13.10.1987).
- „Einen Hilferuf an den zuständigen Ortsbeirat 10 legten in der jüngsten Sitzung Eckenheimer Bürger vor. Es handelt sich um Nachbarn der Trinkhalle, ... insgesamt nahezu 40 Familien. Sie beschwerten sich über unerträgliche Lärmbelästigung «mindestens 13 Stunden täglich und an 365 Tagen im Jahr». Seit dem 1. Januar haben Anwohner des Stehausechs ... penibel gezählt und die Anzahl der Dauertrinker ebenso schriftlich festgehalten wie besondere Vorkommnisse, die meist in dem Einschreiten der Polizei gipfelten ... Durchschnittlich vier Stunden pro Tag bis zu zehn Trinkende und an den weiteren vier Stunden auch einmal weit über 20 Trinkende haben die Nachbarn gezählt. «Ein vorbeibrausendes Motorrad hat sicher hohe Messwerte, indessen dauert dies nur drei Sekunden und ist vergleichsweise harmlos gegenüber der Dauerbelästigung dieser Trinkhalle ... Selbst

benachbarter Fabriklärm würde nach Dienstschluss, aber auch Samstags und Sonntags verstummen – hier fängt er richtig an!»“ (FN 24.11.1987).

- In einer Unterschriftenaktion forderten 150 Bockenheimer den Fortbestand ihres Wasserhäuschen unter dem Motto: „Resi, wir halten zu Dir!“ (Bild 24.6.1989).
- Seit 1992 protestieren Anwohner, organisiert als „Interessengemeinschaft“ Gallus. Sie sammeln 120 Unterschriften gegen eine Trinkhalle. Bis zu 50 Personen „bevölkerten“ einst die Straße und verwandelten die Ruhe im Wohngebiet in eine „alkoholisierte Volksfeststimmung“. Doch das Ordnungsamt kann „trotz mehrfacher Ortsbegehung nicht eindeutig feststellen, dass das Betreiben der Trinkhalle der Auslöser für die Probleme zwischen den Anwohnern und den betrunkenen Personen in der Grünanlage ist“ (FR 23.2.1995).

6.1 Ortsbeiräte

Das Ordnungsamt und die OBR, die es in Frankfurt seit den 1970ern gibt und die regelmäßig in Stadtteilparlamenten tagen, kommen ins Spiel, wenn derartige Beschwerden dort eingehen. Die OBR fungieren als Mittler zwischen den Stadtteilen ihres Ortsbezirks und der StVV. Die Politik der OBR ist gekennzeichnet durch besondere Bürgernähe und die Mitglieder handeln oft nach Prinzipien, die offizielle Regeln professioneller Politik durchbrechen (vgl. Prigge 1987:23).⁶¹

Findet sich im Stadtteilparlament eine Mehrheit, eine Trinkhalle zu schließen oder zu erhalten, verabschiedet der OBR eine „Anregung“ zur Beratung an die StVV.

Einige Beispiele zeigen, wie sich die OBR mit den Bürgerbegehren auseinandersetzen:

- „Angesichts der großen Zahl der Klage führenden Anwohner erscheint dem Ortsbeirat ein Einschreiten des Magistrats in geeigneter Form für dringlich und geboten“ (Niederschrift der 15. Öffentlichen Sitzung des OBR 9 am 30.9.1982). Ein Antrag zur Schließung wird damit begründet, dass 120 Unterschriften von einer Initiative gesammelt wurden.
- Da es gerade in den Sommermonaten wiederholt zu Belästigungen an einer Trinkhalle gekommen sei, fordert der OBR den Magistrat auf, sicher zu stellen, dass die Konzessionsauflagen für den Kiosk eingehalten werden. „Dem OBR liegt in dieser Angelegenheit eine

⁶¹ Zum Beispiel spielt die Parteizugehörigkeit bei Abstimmungen zu Trinkhallenbeschlüssen eine unbedeutende Rolle. „In einstimmiger Annahme beschließt der OBR 2 den Antrag der SPD“ (Niederschrift über die 27. Sitzung des OBR 2, Montag 19.10.1987). Auch kann die Abstimmung eine Fraktion dreiteilen: „Antrag der SPD-Fraktion V 1034/7/1981, 11 ja (8 SPD, 1 FDP, 2 CDU) 3 nein (CDU) 3 Enthaltung“ (CDU) (Niederschrift der 35. Sitzung des OBR 7 vom 15.1.1981). Auch stimmen Fraktionen gemeinsam, die auf höherer politischer Ebene (damals) kaum Gemeinsamkeiten hatten: „Antrag der CDU Fraktion OF 41509, ja CDU und Grüne, Enthaltung der SPD“ (Niederschrift der OBR 9 von der 13. Sitzung am 21.8.1986).

umfangreiche Unterschriftenliste ... vor“ (Niederschrift der 4. Sitzung des OBR 1 am 9.9.1997).

In einer öffentlichen Sitzung des OBR 2 fordert ein Gemeindepfarrer die Schließung einer Trinkhalle und kündigt die Vorlage einer Unterschriftenliste an (vgl. Niederschrift der 28. öffentlichen Sitzung des OBR 2 am 25.2.1980).⁶² Im Protokoll dieser Sitzung ist auch der Inhalt seines vorangegangenen Schreibens festgehalten: „Eine bestimmte Gruppe von regelmäßigen Trinkern ... bietet Kindern ... ein äußerst schädliches Beispiel in Verhalten und Sprache. Als Pfarrer bin ich ... an der menschlichen Existenz dieser Menschen interessiert und daran, dass sie durch ihr schlechtes Beispiel nicht die Atmosphäre in dieser kleinen Siedlung noch mehr verschlechtern ... Der Kiosk hat keinem Menschen eine wirtschaftliche Existenz geboten ... Im Namen der Kinder ... bitte ich um eine Entscheidung, die diese Quelle menschlichen Elends beseitigt“ (Schreiben von Pfarrer Rudolf Dohrmann, Vorsitzender des Kirchenvorstandes 13.2.1980).

Die CDU-Fraktion griff in ihrer Argumentation für die Schließung dieser Trinkhalle auf Begründungen zurück, die generell gegen Trinkhallen sprechen: „So darf doch nicht übersehen werden, ... dass die Abgabe von alkoholischen Getränken zum Verzehr an «Ort und Stelle» zu den ... geschilderten sehr üblen Nachteilen führt“ (Antrag der CDU-Fraktion).

„In einstimmiger Annahme beschließt der OBR 2 die Anregung, dass die Stadtverordnetenversammlung den Magistrat der Stadt auffordert, in Verhandlungen mit der Henninger-Brauerei, die durch diesen Kiosk in ein schlechtes Licht gerückt wird, zu treten.“ In der Annahme griff der OBR dabei offensichtlich die Argumentation der CDU-Fraktion auf, die hervorhob, dass die Firma Henninger mit der Trinkhalle kein großes Geschäft mache und dass sich „in der Entfernung von je 150m von dem Kiosk ein HL-Markt und ein Geschäft – letzteres mit einer Öffnungskonzession bis 23 Uhr – befinden, in denen ebenfalls Henninger verkauft wird“ (Antrag der CDU-Fraktion).⁶³

Das Häuschen wird zum Schuldigen erklärt, helfende Maßnahmen (Gespräche, Aufstellen einer Toilette, Sichtschutz) werden nicht debattiert.⁶⁴ Aus den Unterlagen ist ersichtlich, dass

⁶² Alle in diesem Absatz stehende Äußerungen entstammen der Niederschrift der 28. öffentlichen Sitzung des OBR 2 am 25.2.1980. Im folgenden sollen lediglich zwei Entscheide vom OBR 2 zu Trinkhallen näher dargestellt werden, die als besonders aussagekräftig gelten können. Die Entscheide des OBR 2 erschienenen von besonderem Interesse, weil zwei der beobachteten Trinkhallen in dessen Zuständigkeitsbereich liegen.

⁶³ Die Trinkhalle wurde mehrere Jahre nach dieser Sitzung abgerissen.

⁶⁴ Einer der Befragten war damals Stammgast an jener Trinkhalle. Er schildert die Sachlage heute wie folgt: „1980 gab es eine Unterschriftenaktion gegen das Jösthäuschen (Zu diesem Zeitpunkt betrieb Jöst keine Trinkhallen mehr, doch einige ältere Frankfurter sagen zu Wasserhäuschen noch heute „Jösthäuschen“, d.A.). Das Problem war, dass die Trinkhalle am Spielplatz stand und keine Toilette hatte und so haben die Leute in die Büsche gepinkelt. Wir haben Jahre um eine Toilette gekämpft, bei der Stadt, bei der SPD, bei der CDU ... Es wurde eine Scheinadresse angegeben, da und da geht man auf die Toilette um den Kiosk zu behalten. Das Problem war, dass viele Gäste von diesem Kiosk nicht im Kuhwald wohnten, die konnten nicht einfach heim aufs Klo gehen, das waren Leute die auf der Messe gearbeitet haben oder so“ (Emil/11). Auf der anderen Seite vergab Pfarrer

Pfarrer Dohrmann zu keiner Zeit mit den Pächtern oder den Kunden geredet hat. Statt dessen hat er „morgens, mittags und abends“ beobachtet.

Trinkhallen stehen vor allem dann auf der Tagesordnung von OBR-Sitzungen, wenn sie oder ihre Gäste Ursache von unerträglicher Belästigung für ihre Umgebung sind. Oft werden übermäßiger Alkoholkonsum und Trinkhalle von den debattierenden Personen gleichgesetzt und als ein Problem betrachtet.

Obwohl Lärm und das Urinieren an Hauswände oder Büsche i.d.R. die Hauptprobleme von Nachbarn darstellen, werden problemlösende Maßnahmen wie z.B. der Bau einer Toilette oder frühere Schließzeiten selten debattiert. In wenigen Fällen schlagen die OBR vor, den Trinkhallenbetrieb in ein geschlossenes Gebäude zu verlagern (vgl. FR 3.12.1987). Auch den Anbau einer Toilette, die Vorverlegung der Schließzeiten (vgl. FR 29.7.1991) oder regelmäßige nächtliche Kontrollen (vgl. FR 19.1.1995) werden selten gefordert. Stattdessen setzt sich der OBR in den meisten Fällen für die Schließung von Trinkhallen ein. Beschwerdeeingänge der Bürger werden – u.U. auch zur Sicherung der Wählerstimmen – ernst genommen.⁶⁵ Auffällig ist, dass sich diese Trinkhallen erhaltenden Forderungen erst ab Mitte der 1980er finden. So ist der in den Medien nachvollzogene Wandel z.T. auch bei den OBR festzustellen.

Die bedrohte Trinkhalle am Bettinaplatz ist einer der seltenen Fälle, in denen sich ein OBR für den Erhalt einsetzt. In diesem Falle geht das Schließungsbegehren allerdings auch nicht von protestierenden Bürgern, sondern von den Interessen einer Investmentgesellschaft aus. In einstimmiger Annahme wird beschlossen, dass die StVV den Magistrat der Stadt auffordern solle, den Standort der Trinkhalle Mendelsohnstraße Ecke Beethovenstraße sicher zu stellen. Der Ortsbeirat befürwortete den Erhalt der seit 42 Jahren bestehenden und zu einer „Institution“ gewordenen Trinkhalle, da sie „drei Personen eine Existenzgrundlage bietet.“ Sie sei ein wichtiger Treffpunkt für die umliegende Wohnbevölkerung, belebe dadurch in hervorragender Weise die gesamte Umgebung und Sorge für jene Urbanität, welche in stark bürogenutzten Vierteln verloren zu gehen drohe. „Sie versorgt mit ihrem Warenangebot – preiswerte Mittagessen, Getränke, Zeitschriften ... nicht nur die Anwohner sondern Kurier- und Taxifahrer ... In der näheren Umgebung besteht kein derartiges Warenangebot. Beschäftigte der umliegenden Büros und Anwohner müssten erhebliche Distanzen zurücklegen“ (Niederschrift über die 27. Sitzung des OBR 2, 19.10.1987).

Diese Begründung stammt aus der Feder eben jenes OBR, der sich im Falle der vorher dargestellten Trinkhalle vehement für deren Schließung einsetzt. Interessant scheint vor allem

Dohrmann Gutscheine an Bedürftige, die an einer anderen Trinkhalle in der Siedlung gegen Essen und nichtalkoholische Getränke eingelöst werden konnten (vgl. Dieter/12).

⁶⁵ Siehe dazu auch folgende OBR-Protokolle und Medienberichte: Niederschrift der 15. Öffentlichen Sitzung des OBR 9 am 30.9.1982, Niederschrift der OBR 9 von der 13. Sitzung am 21.8.1986, Niederschrift 18. Sitzung des OBR 1 vom 17.1.1995; FR 28.7.1980, FR 10.2.1981, FR 15.10.1982, FR 4.9.1986, FR 31.10.1986, FR 23.2.1995, FR 25.6.1998.

die Argumentation für den Fortbestand der Trinkhalle, die m.E. alle positiven Effekte hervorhebt, die für ein Viertel und dessen Bewohner von einer Trinkhalle ausgehen können. Es kann also davon ausgegangen werden, dass der OBR diese Argumentation *benutzt* aufgibt, wenn er Bürgerbeschwerden folgt und sich für Schliessungen einsetzt.

6.2 Das Ordnungsamt

Das Ordnungsamt ist die städtische Behörde, welche die Einhaltung der Gesetze und Verordnungen überwacht. Es definiert Trinkhallen als Schankstätten an öffentlichen Wegen. Laut einer Entscheidung des Kasseler Verwaltungsgerichts von 1979 sind Trinkhallen Orte, an denen der Verzehr an Ort und Stelle erfolgt. Sie unterliegen damit dem bundesweit geltenden Gaststättenrecht, eine Toilette wird somit zwingend notwendig.⁶⁶

Das Ordnungsamt vergibt die Konzessionen zum Betreiben von Trinkhallen. Um eine Konzession zu erhalten, muss der Betreiber gegenüber dem Ordnungsamt den Mietvertrag über eine Trinkhalle sowie ein sauberes Führungszeugnis vorweisen. Hinzu kommt eine Konzessionsgebühr, die etwa einer monatlichen Miete einer Trinkhalle entspricht. Die wichtigsten Bestimmungen für den Betrieb von Trinkhallen sind folgende:

Die Trinkhallen müssen als solche gekennzeichnet sein. Für den Verkauf von Alkohol an Stehkunden benötigen nur Neubetriebe eine Toilette. Bei Wechsel der Pächter bestehen die Regeln der Altbetriebe fort. Diesen kann die Toilette vom Ordnungsamt zur Auflage werden, wenn sich Beschwerden über „wildes Urinieren“ häufen, was auch ein generelles Alkoholverkaufsverbot oder ein Alkoholverkaufsverbot an Stehkunden zur Folge haben kann. Um diesen Auflagen Nachdruck zu verleihen, droht das Ordnungsamt u.U. mit dem Entzug der Konzession. Diese Maßnahme wird jedoch nur in Härtefällen umgesetzt (vgl. Schauer/6).

Bei Beschwerden über Lärmbelästigungen kann das Ordnungsamt eine frühere Schließzeit verlangen oder den Alkoholverkauf an Stehkunden ab einer bestimmten Uhrzeit verbieten.

Grundsätzlich dürfen an Trinkhallen keine Tische oder Bänke stehen. Markisen, Windschutzeinrichtungen oder ähnliche Wetter schützende Vorrichtungen sind nicht erlaubt, denn die Trinkhalle ist eine „einfach gehaltene Ausschankstelle“ (Schauer/6). Das Abspielen von Musik oder Fernsehübertragungen seitens des Betreibers ist verboten. Die Verbote werden

⁶⁶ Ein Landesgesetz, das vorsieht, Trinkhallen wie Gaststätten zu behandeln, wurde 1973 erlassen. In zahlreichen anschließend Gerichtsprozessen wurde das Gesetz für manche Betriebe außer Kraft gesetzt. Endgültige Bestätigung erhielt das Gesetz 1979 (Hessischer Verwaltungsgerichtshof Az: 2 OE 9/76 in FR 10.5.1979). Seitdem werden alle Trinkhallen in Alt- und Neubetriebe unterschieden. Alle Neu errichteten Trinkhallen müssen eine Toilette vorweisen, um Alkohol an Stehgäste verkaufen zu können. Ergänzend gab es im Land Hessen bis 2002 eine Gaststättenverordnung. Seit ihrem Ablauf gilt für Trinkhallen ausschließlich das Bundesgaststättengesetz. Seit 1.1.2001 gilt für Trinkhallen das allgemeine Gaststättengesetz, da spezielle, eine Trinkhallen betreffende Verordnung des Landes Hessen abgelaufen ist, die lediglich eine Sperrzeit zwischen 5.00 und 6.00 vorsieht. Bis zu diesem Zeitpunkt durften Trinkhallen nicht länger als bis 23.00 geöffnet haben.

von den Betreibern z.T. übergangen. Nach Aussage Schauers, werde – mit Einschränkungen – dann ein Auge zugeedrückt, wenn es keine Klagen über diese Trinkhalle gibt (Schauer/6).

Neben allgemeinen, im Abstand von ein bis zwei Jahren, üblichen Kontrollen, muss das Ordnungsamt Hinweisen aus der Bevölkerung nachgehen. Bei Überprüfungen aufgedeckte Unregelmäßigkeiten können zu Bußgeldern oder zu den erwähnten Auflagen führen. Betreiber klagen oft erfolgreich gegen die aus Beschwerden resultierenden Auflagen (vgl. FR 15.12.1976), während Nachbarn sich häufig ein härteres Vorgehen wünschen.

Kioske sind nicht mit Trinkhallen zu verwechseln. Anders als diese unterliegen Kioske den Gesetzen des Einzelhandels. Damit dürfen sie an Feiertagen und nach 20 Uhr nicht geöffnet sein. Die verkauften Ess- und Trinkwaren dürfen nicht in unmittelbarer Umgebung verzehrt werden. Da die Betreiber nicht die ganze Umgebung überwachen können, sollen verschiedene Auflagen die Sicherstellung dieser Regel durchsetzen. Beispielsweise darf der Pächter eines Kiosks den Kunden keine Flaschen öffnen. Doch generell lässt sich erkennen, dass die Stadt den Verzehr an einem Kiosk so lange toleriert, bis sich Nachbarn beschweren.

7. Nahaufnahmen an der Trinkhalle

7.1 Öffentliche Orte

Trinkhallen befinden sich an öffentlichen Wegen und Plätzen, sie sind folglich primär allen Menschen frei zugänglich und können somit als „öffentliche Orte“ angesehen werden (vgl. Goffman 1971:21).

Nach Richard Sennett sind öffentliche Orte für die Kommunikation unabdingbar, um öffentliches Leben nicht zu einer Pflicht- und Formsache verkommen zu lassen. „Wie in den Tagen Roms ist die Teilnahme an der *res publica* auch heute eine Sache des beiläufigen Auftretts; die Foren dieses öffentlichen Lebens, etwa die Stadt, sind im Verfall begriffen“ (Sennett 1983:16).⁶⁷

Er beklagt, dass heute der Umgang und Austausch mit Fremden als langweilig und unergiebig, wenn nicht gar als unheimlich gelte. So werde der Fremde zu einer Bedrohung (vgl. Sennett 1983:15). „Unter Menschen, die nach neuen Mustern in großer Zahl um Plätze angesiedelt wurden, die nicht als Ort zwangloser Begegnung und Geselligkeit gedacht waren, wurde es schwieriger, den Fremden durch tägliche Beobachtung kennenzulernen“ (Sennett 1983:78). Sennetts These bestätigt sich etwa in funktionalen Stadträumen wie der Frankfurter Nordweststadt.

Alexander Mitscherlich geht noch weiter, wenn er festhält, dass man in modernen Städten nicht mehr verweilen könne, sie böten keine Heimat und es könnten keine nachbarschaftlichen Beziehungen entstehen. „Ohne emotionale Nachbarschaft kann keine reife Menschlichkeit entstehen. Der Mensch ist ein Sozialwesen, ... nur wo man auf den Nachbarn angewiesen ist, macht man auch von ihm als Nachbarn Gebrauch. In unseren Städten wird aber jede Anstrengung zur kommunikationslosen Bedürfnisbefriedigung unternommen. Die vollendete Auflösung der städtischen Gesellung spiegelt sich in dem Wort «Selbstbedienung»“ (Mitscherlich 1969:26).

Nachfolgend wird der Frage nachgegangen, ob die Trinkhalle als Ort der Begegnung zum Ausgleich dieser Defizite der Stadtbewohner beitragen, damit Kommunikation herstellen und wie sie als Ort des „kommunikativen Einkaufens“ oder Verweilens ggf. zur Herstellung „emotionaler Nachbarschaft“ führen kann. Der Begriff Selbstbedienung indiziert bereits, dass die Trinkhalle eine Art Gegenpol zur Auflösung der städtischen Gesellung bilden kann.

⁶⁷ Sennetts These vom Verfall des öffentlichen Lebens kann nicht kritiklos zugestimmt werden, da er bei seiner Betrachtung des öffentlichen Verhaltens im 19. Jh. v.a. die wohlhabenden Bevölkerungsgruppen vor Augen hatte, jene, die zum Müßiggang Zeit und Geld hatten. Engels zeigt ein ganz anderes Bild städtischer Öffentlichkeit im 19. Jh. (Engels 1972:90). Dennoch lohnt es sich, einige seiner Gedanken hier einfließen zu lassen.

Um das Leben an der Trinkhalle und ihre Bedeutung für die Menschen im Viertel näher kennen zu lernen, soll der Fokus nun auf diese selbst gerichtet werden.

Für den Erhalt von Erkenntnissen über das Leben an der Trinkhalle, den Alltag der dort Stehenden und der Wirte, wurden im Rahmen dieser Feldforschung folgende qualitative Forschungsmethoden angewandt:⁶⁸

Durch *Wahrnehmungsspaziergänge* wird die Umwelt des Viertels und der Trinkhallen sinnlich erfasst, ohne auf den zu untersuchenden Gegenstand einzuwirken. *Teilnehmendes Beobachten* dient dazu, das Leben an den Trinkhallen näher kennen zu lernen, Auffälligkeiten aufzuspüren und die gewonnenen Erkenntnisse in einem nächsten Schritt durch *Experteninterviews* mit Betreibern, Gästen und weiteren Experten zu vertiefen und offenen Fragen nach zu gehen.

Für eine teilnehmende unstrukturierte Beobachtung wurden drei Trinkhallen ausgewählt. Im Prozess der Vorauswahl wurden zwei Monate lang zahlreiche Frankfurter Trinkhallen regelmäßig aufgesucht. Unter Berücksichtigung folgender Kriterien wurde schließlich je eine Trinkhalle in der Kuhwaldsiedlung, im zentralen Bockenheim und der Nordweststadt als Gegenstand für die Untersuchung ausgewählt.⁶⁹

- An den Trinkhallen sollten zu unterschiedlichen Uhrzeiten häufig Gäste angetroffen werden. Dieses Kriterium erfüllten etwa die Hälfte der beobachteten Trinkhallen.
- Die Trinkhallen sollten sich in ihrem äußeren Erscheinungsbild voneinander unterscheiden und in unterschiedlicher städtischer Umgebung liegen.

Diese drei Trinkhallen wurden im Februar und März 2004 mindestens drei mal pro Woche an verschiedenen Wochentagen und zu unterschiedlichen Uhrzeiten zwischen einer halben und zwei Stunden besucht. Die teilnehmende Beobachtung wurde durch zahlreiche Gespräche mit Betreibern und Gästen ergänzt. An der Trinkhalle kam es dem Autor darauf an, in erster Linie Beobachter und Zuhörer zu sein und sich selbst zurückzuhalten, um den Gästen ihren Raum zu lassen. Dennoch hat der Autor an Gesprächen teilgenommen. Ausschließlich zu beobach-

⁶⁸ Qualitative Sozialforschung untersucht soziale Gegenstände, Individuen in sozialen Zusammenhängen wie etwa Familien, Gruppen, Nationen etc. oder soziales Verhalten in diesen Zusammenhängen, u.a. Konsumverhalten, Unterhaltung, Geselligkeit oder Alltagsgespräche (vgl. Heinze 2001:13ff). In dieser persönlichen Forschungssituation steht der Autor dem zu erforschenden Objekt auf einer Ebene gegenüber. Bestehendes Wissen soll nicht zementiert, es soll erst erfahren und entdeckt werden. So bedeutet die Forschung einen ständigen Lernprozess.

⁶⁹ Eine weitere Trinkhallen befriedigte die Auswahlkriterien. An ihr standen die Gäste einer wissenschaftlichen Untersuchung sehr kritisch gegenüber. Da während der Studie das Trinkhallenleben für die Beteiligten so normal als möglich weiter gehen sollte, wurde das Vorhaben an dieser Trinkhalle abgebrochen. Dieser Prozess des Scheiterns diente gleichzeitig als Lernprozess, das Forschungsvorhaben an anderen Trinkhallen anders zu gestalten. Es ist auch ein klarer Hinweis an die soziologische Forschung, dass nicht alle Menschen ihr Leben einem Forschungsvorhaben Preis geben wollen. Eine „Ersatztrinkhalle“ wurde nicht gesucht.

ten und Fragen zu stellen, hätte Misstrauen erzeugen können. Den drei Betreibern und einigen Gästen war der Hintergrund des Aufenthalts des Autors schon frühzeitig bekannt.

Neben Gästen und den Betreibern der drei beobachteten Trinkhallen wurden ein Kommunalpolitiker, ein Kirchenangestellter, eine Stadtteilexpertin, ein Trinkhallenexperte, ein Mitarbeiter des Frankfurter Stadtarchivs und ein leitender Angestellter des Ordnungsamts interviewt.⁷⁰

Abgesehen von den ergänzenden Expertengesprächen resultieren die im folgenden dargestellten Erkenntnisse allein aus den Beobachtungen an den drei ausgewählten Trinkhallen. Sie bieten viele Anhaltspunkte, die an anderer Stelle und in einer größer angelegten Untersuchung aufgegriffen werden könnten. Im Rahmen dieser Arbeit sollen grundlegende Informationen und Auffälligkeiten heraus gearbeitet werden. Die Ergebnisse sollen den erforschten Gegenstand verständlich machen, nicht einordnen oder gar bewerten. Einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit können sie – wie spezifische Ansätze qualitativer Sozialforschung allgemein (vgl. Heinze 2001:47) – nicht erfüllen, sie bieten sich jedoch als Grundlage weiterer Forschung an.

Beobachtungen, die während der Vorauswahl an den Trinkhallen gewonnen, sowie Beobachtungen, die innerhalb der Beobachtungszeit an anderen Trinkhallen erlangt wurden, werden nachfolgend ergänzend heran gezogen. Alle Beobachtungen sind nach dem Besuch an der Trinkhalle in ein Tagebuch eingetragen worden. Auch auf persönliche Erlebnisse des Autors an den Trinkhallen soll nicht verzichtet werden.

Nachfolgend sollen zunächst die ausgewählten Trinkhallen in ihrer jeweiligen Umgebung verortet und erste Auffälligkeiten beschrieben werden.⁷¹

7.1.1 Die Trinkhalle in der Kuhwaldsiedlung

Die Kuhwaldsiedlung ist ein in Bockenheim liegender, in sich abgeschlossener Komplex. Die Siedlung ist von künstlichen Grenzen umgeben: im Norden verläuft die Autobahn A 648, im Osten die von der Siedlung getrennten Gebäude der Messe Frankfurt, im Süden die Gleise des ehemaligen Güterbahnhofs und im Westen Brachland, auf dem ein neues Viertel sowie ein Einkaufskomplex entstehen soll. Durchgangsverkehr gibt es ebenso wenig wie einen städtebaulichen Zusammenhang zu einem der benachbarten Viertel.

Der größte Teil der Siedlung besteht aus zwei- und dreigeschossigen Mietwohnungsbauten. Bahn und Post waren Eigentümer der mittlerweile an Wohnungsbaugesellschaften verkauften

⁷⁰ Alle Interviews finden sich im Anhang. Interviewanfragen beim Sozialrathaus der Nordweststadt und in Bockenheim, sowie bei anderen Vertretern von Kirchen blieben ohne Erfolg. Sie konnten sich zu Trinkhallen in ihrem Viertel oder allgemein zu Trinkhallen nicht äußern.

⁷¹ Alle nachfolgenden, nicht anderweitig gekennzeichneten Angaben gehen auf die durch die teilnehmende Beobachtung und Gespräche mit Experten, Gästen und Betreibern gewonnenen Erkenntnisse zurück.

Wohnungen. Ein kleinerer Teil wird von privat errichteten Reihenhäusern eingenommen. Die Siedlung wurde im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört und unmittelbar danach auf ihren Grundmauern wieder aufgebaut. Heute wohnen dort etwa 2.500 Menschen, vor allem Rentner, Arbeiter und einfache Angestellte. Durch ihre Abgeschlossenheit wirkt die Siedlung wie ein eigenständiges Dorf, ein Eindruck, der durch zwei herausragende Kirchtürme verstärkt wird (vgl. Zenk/Interview 2, Anhang). Es gibt außer der Trinkhalle, einem kleinen Supermarkt, einer Apotheke, einem Bäcker und einem Metzger keine Geschäfte, keine Bank und keine Post.

Die Trinkhalle ist in den ehemaligen Räumen einer Metzgerei, direkt neben einer Anfang 2004 geschlossenen Kneipe, untergebracht.⁷² Sie wird seit 20 Jahren von einem fast „frankfurterisch“ sprechenden Türken deutscher Staatsangehörigkeit betrieben.

Die Trinkhalle verfügt über einen offenen, wind- und regengeschützten Nebenraum für Gäste. Mit der Ausnahme von Frischfleisch, Obst und Gemüse entspricht das Angebot der Trinkhalle voll und ganz den Erwartungen, die an einen Tante Emma Laden gerichtet werden. Neben Lebensmitteln werden Zeitungen und Zeitschriften, Briefmarken, Handy-Ladekarten und heiße Wurst verkauft. Diese Trinkhalle lebt von ihren Stammkunden, den Bewohnern der Siedlung, die sie als Kneipenersatz oder Versorgungspunkt nutzen.

In der Kuhwaldsiedlung kam es 1980 zu einem Konflikt zwischen Nachbarn und Pächter um eine mittlerweile geschlossene Trinkhalle (vgl. Kapitel 6.1.). Vor diesem Hintergrund erschien die nun einzige Trinkhalle dieses Viertels, die auf den ersten Blick den Eindruck eines Nachbarschaftstreffpunkts macht, von besonderem Interesse zu sein.

7.1.2 Die Bockenheimer Trinkhalle

Die zweite ausgewählte Trinkhalle befindet sich in Bockenheim und steht in Mitten von mehrgeschossigen Wohngebäuden der Gründerzeit, mit der für diese Bauten typischen Blockrandbebauung. Die Straßen sind dort eng und i.d.R. mit Autos beparkt. Die Trinkhalle steht direkt an einem mehrgeschossigen Wohnhaus. Im näherem Umkreis befinden sich weitere zwei Trinkhallen, einige Kneipen, ein Café, kleine Geschäfte und zwei Schulen. Der ehemalige Industriekomplex von VDO und Hartmann & Braun, auf dessen Gelände Wohnungen und Büros entstanden sind, befindet sich etwa drei Fußminuten entfernt.

Die Existenz der Trinkhalle lässt sich seit Ende des Zweiten Weltkriegs belegen. Sie wurde Anfang der 1980er Jahre mit einer Toilette und einem offenen Vorraum versehen, da sich Nachbarn über Ruhestörung und wildes Urinieren beschwerten.

⁷² Die Kneipe hat einen neuen Pächter gefunden und eröffnete Mitte April 2004.

Den Hauptteil des Umsatzes erbringt die Stammkundschaft, einen geringeren Teil die wechselnde Laufkundschaft. Stammkunden sind nicht nur jene, die hier über mehrere Stunden ihre Zeit verbringen (nachf. auch Stehgäste bzw. Gäste), sondern auch die Personen, die regelmäßig hier einkaufen.

Im kleinen Vorraum, der auch als Sichtschutz gegenüber Nachbarn dient, halten sich die Kunden beim Bestellen und Konsumieren der Waren auf. Ein kurzer Kontakt zwischen den Kunden kommt dort unweigerlich zustande. Entlang der Front ist ein Tresen angebracht, auf dem gängige Tageszeitungen ausliegen und konsumierte Waren abgestellt werden können. Die Front ist oberhalb des Tresens bis auf etwa zwei Meter Höhe verglast. Direkt hinter dem Fenster sind Teile des Warenangebots auf einem Regal dicht nebeneinander aufgestellt. Das große Fruchtgummiregal steht für Kinder leicht einsehbar direkt neben dem Verkaufsfenster. Der Blick ins Innere der Trinkhalle ist möglich, aber schwierig. Man erkennt dort weitere Zeitschriften, die Eistruhe und Waren des täglichen Bedarfs. Im hinteren Bereich befindet sich der Aufenthaltsraum des Betreibers. Auf dem Bürgersteig vor der Trinkhalle steht ein Zeitungsständer mit internationalen Zeitungen.

Vom Gehsteig betrachtet wirkt die Trinkhalle auf den Autor wegen ihrer verkachelten Wände und dem von außen schlecht einsehbaren, dunklen Vorraum wenig einladend.

Diese Trinkhalle wurde ausgewählt, da sie sich in einem sozial heterogenen Viertel und in unmittelbarer Nähe zu zwei weiteren Trinkhallen befindet.

7.1.3 Trinkhalle Nordweststadt

Die dritte Trinkhalle befindet sich an der Schnittstelle zwischen den Siedlungen Römerstadt und Nordweststadt.

Die Römerstadt ist eine der sogenannten Mayschen Siedlungen des Neuen Frankfurt, errichtet als Vororttrabant in den Jahren 1927/28. May plante die geschlossene Gartentadt-Siedlung als Konzept gegen die überbelegten Mietskasernen der Gründerzeit in der Innenstadt. Die Häuser sind im Stil der klassischen Moderne errichtet. Die Schlichtheit der Bauten und die für sie angebotene Inneneinrichtung waren Symbol einer neuen, auf Vernunft gegründeten, humanen Gesellschaftsordnung und sollte den Menschen keinen emotionalen Bezug zu den Gegenständen bieten, welche der Entwicklung der Menschen zu einer neuen Geistigkeit im Wege gestanden hätte (vgl. Lauer 1988:20ff). Die Römerstadt beheimatet heute etwa 1.000 Wohnungen, gleichmäßig aufgeteilt in Ein- und Mehrfamilienhäuser.

Der Bau der Nordweststadt begann im Jahr 1962. Sie ist eine reine Wohnsiedlung in mehrgeschossiger Bauweise mit einem ihr angeschlossenen Einkaufs- und Dienstleistungszentrum, das ebenso städtische Einrichtungen beherbergt. So ist die Nordweststadt als ein un-

abhängig von der Innenstadt existierendes Viertel gedacht. Zu ihr führen, ausgehend von der Rosa Luxemburg Allee, verschiedene Zubringerstraßen. Die Häuser selbst sind oft nur über Fuß- und Radwege zu erreichen. Üppiges Abstandsgrün, Hecken und die beim Bau der Siedlung angepflanzten Bäume prägen die Siedlung. Kommunale Wohnungsbaugesellschaften sind Eigentümer der Häuser.

Die an einem außergewöhnlich sonnigen Ort frei stehende Trinkhalle befindet sich, getrennt von Fuß- und Radweg und einem Grünstreifen, an einer Durchgangsstraße, die diesen Stadtteil mit dem anderen Teil der Römerstadt, der von der Rosa Luxemburg Allee abgetrennt wird und dadurch den Eindruck eines für sich stehenden Stadtteils vermittelt, verbindet. Fußgänger passieren selten, sodass die Trinkhalle über wenig Laufkundschaft verfügt. Auch vom vorbeifahrenden Linienbus profitiert die Trinkhalle kaum, da die Bushaltestelle nicht in Sichtweite liegt. Kunden steuern diese Trinkhalle gezielt an.

Der Tresen verläuft über die gesamte Front der Trinkhalle. Zwischen Dach und Tresen ist die Trinkhalle auf der Frontseite durchgehend verglast, übrige Wände sind fensterlos. Direkt hinter der Scheibe befindet sich ein Regal, auf dem ein Teil des Warenangebots so aufgestellt ist, dass das Trinkhalleninnenleben leicht einzusehen ist. An den Innenwänden befindet sich auf Regalen das restliche Warenangebot. Nicht jeder Platz im Innenraum der Trinkhalle ist mit Waren belegt. Zeitungen und Zeitschriften werden nicht verkauft.

Die Trinkhalle wird seit über 30 Jahren von der gleichen Person betrieben, die ihre Kunden, auch Kinder, persönlich kennt und diese regelmäßig in, wenn auch nur kurze, Gespräche verwickelt. Auch dass die Trinkhalle in der Nähe eines sozialen Brennpunkts liegt, macht sie interessant.

7.2 Kommunikationsorte

Nach Dieter Hoffmann-Axthelms Plädoyer für „Nischen, Spielräume und Provisorien“ überlebe das Leben, das sich zu Leben lohnt, nur in Zwischenräumen, im funktional Durchgestalteten habe es keine Chance. Städte „brauchen den definierten Rahmen, leben aber aus den dadurch freigesetzten Zwischenräumen“, denn sie bestünden „nicht aus Hochhäusern oder Blöcken, sondern aus dem Zusammenspiel von Bauformen und ausfüllendem Leben. Zwischen Hochhaus und Block liegt insofern die Stadt“ (Hoffmann-Axthelm 1994).

Ohne Geschäfte, Bars, Spielplätze fehlt Stadtgebieten nicht nur die Lebendigkeit, ohne sie droht auch das Gefühl von Sicherheit auf der Straße verloren zu gehen. „In Wirklichkeit sind die Leute, die ein Auge auf die Straße haben – und deren Räume sich folgerichtig auf die Straße orientieren –, nicht nur die Anwohner eines Straßenabschnitts, sondern auch andere Personen mit einem ähnlichen, vielleicht noch innigeren Verhältnis zu ihrer Straße – etwa alte

Geschäftsinhaber, Hausmeister, Kioskbetreiber, Angestellte in Gaststätten. Wo sich Anwohner und andere An-Grenzer für ihre Straße zuständig fühlen, installieren sie zugleich ein soziales Netz, das auch öffentliche Sicherheit gewährleistet“ (Feldtkeller 1994:64). Ähnlich beschreibt es Eva-Maria Eckel: „Sei die Straße darüber hinaus multifunktional ausgestattet, seien auch mehr Menschen anwesend, die schon allein durch ihr Dasein unbeabsichtigt für «Bewachung» sorgen.“ In diesem Sinne entstehe durch Geschäfte, Kioske, Gaststätten etc. ein „alltäglicher Zusammenhang zwischen den Anwohnern, der im günstigsten Fall eine Identifikation und damit ein Zuständigfühlen der Anwohner für die Belange der Straße initiieren könne“ (Eckel 1998:87). Der Stadtraum Straße werde also durch die Anwesenheit der Bewohner zu einer Angelegenheit des Alltags. Der ganz normale Alltag präge den öffentlichen Raum (vgl. Feldtkeller 1994:63).

Die Trinkhalle kann somit zur Installation eines sozialen Netzes im öffentlichen Raum beitragen. Sie wird von Gästen und Anwohnern genutzt und überwacht. Sie unterscheidet sich dabei auch von Orten wie Shopping-Passagen und Malls, in denen sich keine wirkliche Öffentlichkeit entfalten kann, da bestimmten Bevölkerungsgruppen durch Bewachungs- und Sicherheitsdienste der Zutritt verwehrt wird (vgl. Eckel 1998:87). Augé nennt Shopping-Malls „Nicht-Orte“, da sie „hauptsächlich von einsamen und schweigenden Individuen frequentiert“ und menschliche Stimmen vom Tonband oder sogar syntetisch erzeugt würden (Augé 2000:179).⁷³

Andreas Feldtkellers Darstellungen entsprechen überwiegend den Beobachtungen und finden in zahlreichen Gesprächen mit Trinkhallengästen und Betreibern ihre Bestätigung. Die Trinkhalle als lebendiger Ort und Element der Herstellung von Sicherheit im Raum steht damit neben der Unterstellung, die Trinkhalle sei „Störbetrieb“. Nach Eckel werde ein Stadtviertel von Einrichtungen wie Kneipen und Cafés belebt. Verkehrten dort jedoch vornehmlich Männer, würden positive Auswirkungen minimiert. Statt vermittelter Sicherheit empfinden v.a. weibliche Passanten die Straße dann als Gefahrenort (vgl. Eckel 1998:87). Die Trinkhalle trägt also objektiv zur Sicherheit auf der Straße bei, auch wenn sie subjektiv z.T. als Gefahr wahrgenommen wird.

Mit den Thesen von Feldtkeller und Eckel übereinstimmend, unternahm die Nassauische Heimstätte den Versuch, ein Quartier in Unterliederbach neu zu beleben: „Die Ruhe ... ist den Anwohnern zuweilen zu durchdringend ... Leblos wie im Mausoleum.“ Sie befürchtet für dieses Quartier auf Grund fehlender Öffentlichkeit soziale Erosion, „denn im Viertel gibt es nichts, was die Menschen auf die Straße triebe: kein Laden, kein Café ... Gerade mal zwei Trinkhallen versorgen die 6.000 Einwohner des Quartiers“ (FR 30.6.1999).

⁷³ Denkt man gleichzeitig an Jugendliche, die im Besonderen außerhalb der Ladenschlusszeiten diese Malls z.B. als Skate-Park nutzen, ist Augés Sichtweise sicher nur begrenzt zuzustimmen.

Um ein wenig Leben ins Quartier zu bringen, unterstützt die Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft Hessen (GWH) einen Kiosk in einem ihrer Mietshäuser. Statt einer Pfortnerloge solle er „das subjektive Sicherheitsempfinden der Mieter ... steigern“ (FR 23.5.2002).

Folgt man Hoffmann-Axthelm, ist die Trinkhalle also in einem Zwischenraum zu verorten, der dazu beiträgt, das Leben lohnenswert zu machen. Er hält dann auch fest, dass es in geplanten Vierteln, wo jede Wasser- oder Lichtleitung unter Putz und jede rauhe Stelle verkleidet werden muss, kein Mensch aushalte (vgl. Hoffmann-Axthelm 1994). Auch die FR erklärt den Leerstand von Wohnungen und Büros in den „Retortenbauten“ der City-West und des Projektviertels „Leben am Fluss“ auf dem Gelände des ehemaligen Westhafens entsprechend. Sie seien „[z]u perfekt, zu sauber und vor allem zu leer, menschenleer“ (FR 29.4.2004).⁷⁴

Wer Trinkhallen kennt, weiß, dass es dort ganz anders aussieht. Dort ist es laut, vielleicht riecht es sogar, es herrscht Leben. Stadtplaner und Städtebauer scheinen folglich von dem falschen Axiom auszugehen, „dass Großstadtmenschen den Anblick von Leere suchen, von überschaubarer Ordnung und Ruhe ... Überall in den Großstädten erweisen sich die Menschen als begeisterte Beobachter lebendigen Betriebs und anderer Menschen“ (Jacobs in Feldtkeller 1994:63).

7.3 Menschen an der Trinkhalle

Beobachtet man den Kundenbetrieb, kann für alle drei Trinkhallen gelten: grob formuliert gibt es niemanden, der nicht hingehet, unabhängig von Alter, Geschlecht oder Einkommen. Anders ist es bei den immer wieder einkehrenden Stehgästen. Sie sind größtenteils Männer ab 25 Jahren. Auffällig ist auch, dass v.a. Rentner sowie Menschen, die nicht den finanziell oberen Schichten angehören, zu dieser Gästegruppe zählen. Wer alt und krank ist und nicht mehr stehen kann, kommt mit dem Rollstuhl oder lässt sich von einem Fahrdienst bringen.

7.3.1 Alltag Trinkhalle

Der Trinkhallen-Expert und -Liebhaber Gloss bestätigt die Aussagen von Jacobs und Feldtkeller, wenn er hervorhebt, dass die Trinkhalle als „Ort der Menschlichkeit“ in der Großstadt stehe. Würde eine Trinkhalle abgerissen, bleibe eine tote Straße. Gloss liebe die Belebung an den Häuschen. Es mache dort einen Riesenspaß, es sei wie bei der Muppetshow oder Speakers corner, da gehe „die Post ab“. Als Kind waren die Wasserhäuschen für Gloss Verkaufsstation und Bezugspunkt. Frankfurt sei eigentlich eine tote Stadt. Die Trinkhallen seien leben-

⁷⁴ Die kahle City-West scheint vor allem von jenen berufsorientierten Personen in Anspruch genommen zu werden, die neben ihrer Karriere wenig Zeit für Privatleben zur Verfügung haben. In nur zwei, drei Minuten komme man von der Tiefgarage An der Dammheide zur Tiefgarage im Marriott-Hotel, berichtet ein Mann, der dort arbeitet. Das sei bequem, schließlich stehe für ihn nicht die Stadt, sondern die Arbeit im Moment an erster Stelle (vgl. FR 4.8.1997).

dige Punkte, an denen man auch Hilfe erfahre. Besonders die frei stehenden Trinkhallen hätten eine Leuchtturmfunktion, sie seien eine „Art Trutzburg gegen die Architektur von Banken“ (vgl. Gloss/1).

Zahlreiche Szenen verdeutlichen, wie die „Trinkhalle als Ort der Menschlichkeit“ aussehen kann:

- Nachmittags kommt eine ältere Frau an die Trinkhalle. Sie holt eine Flasche Wein aus ihrem Stoffbeutel. Einen Korkenzieher, so sagt sie dem Pächter, habe sie auch dabei. Ohne Worte zu verlieren, öffnet der ihr die Flasche. Die Frau kauft einen Kuchen und bezahlt etwas, was sie vor längerer Zeit gekauft hat und geht (Tagebuch 13.3.2004).
- Nach Schulschluss strömen Kinder an die Trinkhalle, um Süßigkeiten zu kaufen. Die Verkäuferin kennt fast alle Kinder beim Namen und redet mit ihnen. Einige Kinder legen ihr gesamtes Geld, das sie in der Tasche haben, auf den Tresen. Die Pächterin achtet darauf, dass niemand mehr als einen Euro ausgibt. Reicht das Geld für die gewünschte Menge nicht, verschenkt sie keine Süßigkeiten, sondern teilt die Fruchtgummis mit einer Schere, damit die Kinder diese gerecht untereinander teilen können (Tagebuch 3.3.2004).
- An einer Trinkhalle isst der Autor eine heiße Wurst vor dem Verkaufsfenster. Die Betreiberin kommt aus Griechenland und verkauft am Kiosk, deutlich sichtbar platziert, griechische Produkte. Obwohl winterliche Temperaturen herrschen und der Gast der Betreiberin unbekannt ist, schließt sie ihr Fenster erst, als er geht. Sie zeigt während seines Besuchs durchgängig Bereitschaft, mit ihm zu reden. Vorbeilaufende Handwerker grüßt sie auf Griechisch (Tagebuch 18.12.03).
- Ein Stammgast einer Trinkhalle bittet die Betreiberin um Rat beim Verfassen eines Briefs an eine Behörde. Obwohl er sehr nervös und aufbrausend ist, hilft ihm die Betreiberin geduldig (Tagebuch 27.2.2004).
- „Wenn einer eine Hose zum ändern hat, gibt er sie Cünet (der Betreiber, d.A.), der gibt sie weiter an den Heinz, der ist Schneider, der repariert das dann. Cünet ist so ein kleiner Vermittler, er ist sehr diskret, wie man das auch erwartet, der weiß auch viel, ohne es unbedingt weiter sagen zu müssen“ (Dieter/Interview 10, Anhang).

Kleine Aufmerksamkeiten wie etwa das Wiedererkennen bestimmter Gesichter beim Einkauf sind ein wichtiger Bestandteil alltäglichen Lebens und übernehmen eine Unterstützungsfunktion zur Stabilisierung des Städters. Dabei zeichnen sich diese Begegnungen darin aus, dass man sein Alltagsgesicht und nicht sein makellostes Selbst zur Schau trägt (vgl. Eckel 1998:168).

Die Beobachtungen an den jeweiligen Trinkhallen zeigen, dass manche Leute auf dem Weg zur, während oder nach der Arbeit kommen. Kinder schauen auf der Suche nach kleinen Sü-

Bigkeiten vorbei und treffen dort auf Alte, die kaum noch stehen können. Männer vom Bau oder der Stadtreinigung begrüßen die junge Mutter mit Kinderwagen oder die „Büromieze“. Die Verhaltensweisen der Kunden und der Betreiber deuten darauf hin, dass es sich in vielen Fällen um eingespielte Begegnungen handelt. Sie grüßen sich freundlich wie Bekannte und die Trinkhallenbetreiber reichen die gewünschten Waren oft, ohne dass Worte zur Bestellung gewechselt werden.⁷⁵ Auch der Autor wurde schon nach kurzer Zeit von einigen der Stammkunden als dazugehörig wahrgenommen und entsprechend begrüßt.

An den Trinkhallen halten sich je nach Uhr- und Jahreszeit zwischen null und vierzig Leuten auf. Viele kommen immer zur gleichen Zeit, viele seit Jahrzehnten.

- Ein langjähriger Stammgast berichtet: „Wenn mal jemand nicht kommt, besonders bei Älteren, macht man sich schon mal Gedanken. Da man weiß, wo die Leute wohnen, geht man auch mal rüber und schellt, fragt was los ist oder fragt die Nachbarn ... Einige melden sich beim Wasserhäuschen ab, wenn sie mal nicht kommen, dann weiß man Bescheid ... Ich trink hier morgens immer meinen Kaffee ... Morgens sind immer die selben Leute da, wir reden kurz und gehen dann wieder unserer Wege ... Da kam an den letzten Sonntagen jemand, den keiner kannte. Den habe ich mal angesprochen, 'komm doch mal rein und sag doch mal was' weil er draußen stand und mit niemanden geredet hat“ (Dieter/10).
- Eine gebrechliche Frau „organisiert“ ungewollt fortwährend den Kontakt weiterer Personen mit der Trinkhalle. Sie ist es seit Jahren gewohnt, ihre Medikamente nicht in der Apotheke, sondern an der Trinkhalle nebenan abzuholen. So müssen zuerst die Medikamente von der Apotheke an die Trinkhalle gebracht werden. Die Pflegerin der alten Dame fragt regelmäßig an der Trinkhalle nach, wann neue Medikamente kommen, die dann von der alten Dame hier abgeholt werden. Die Pächterin der Trinkhalle zahlt die Gebühren der Medikamente im Voraus (Tagebuch 5.4. 04).

Gäste von Trinkhallen lassen sich untereinander viele Freiheiten in ihren Handlungen und Gewohnheiten. In Anbetracht dessen, dass sich dort viele verschiedene Menschen mit unterschiedlichen persönlichen Hintergründen versammeln, scheint es notwendig, ein konfliktarmes Miteinander zu gestalten. Im Gegensatz zu etablierten Gästen wird auf einen neuen Gast anfangs wenig Rücksicht genommen. Der neue Gast kann oft nur zuhören oder kann ganz selbstverständlich aus Gesprächsrunden ausgegrenzt werden. Eine lockere Eingliederung ist je nach Trinkhalle und Häufigkeit des Aufsuchens trotzdem relativ schnell möglich. Um als ein

⁷⁵In der Vorauswahlzeit der Trinkhallen wurden an allen Trinkhallen vom Autor jeweils die gleichen Waren gekauft. Nachdem sich dieser Vorgang drei oder vier Mal wiederholte, wusste der Trinkhallenbetreiber, welche Ware gewünscht wurde.

„echtes Mitglied“ der Gemeinschaft angesehen zu werden, müsste man mehrere Jahre kontinuierlich die Trinkhalle besuchen und im gleichen Viertel wohnen.

Vor dem Hintergrund des erwünschten konfliktarmen Miteinanders ließe sich erklären, warum Gespräche i.d.R. wenig tiefgründig sind. Oder aber andersherum gedacht bieten oberflächliche Gespräche von sich aus weniger Zündstoff.

7.3.2 Gruppengemeinschaft oder Lonely Man?

Der weitaus größte Teil der Trinkhallen-Stehgäste kommt und geht allein. Die Gäste besuchen die Trinkhalle beim Morgenspaziergang, manche mit Hund, oder zum Frühschoppen auf der Suche nach Kommunikation, um frische Luft zu schnuppern, dem grauen Alltag in der Wohnung zu entfliehen oder direkt von der Arbeit, um sich zu entspannen. Die Beobachtungen und Gespräche bestätigen, dass an der Trinkhalle Geselligkeit dadurch entsteht, dass „unterschiedliche Individuen regelmäßig – ohne dass es hierfür gemeinsam zu bewältigende Aufgaben gäbe – für eine gewisse Zeit und an einem konstanten Schauplatz in Kommunikation oder ... in Wechselwirkung treten“ (Simmel in Schmitt 1992:14).

Dazu noch einmal Stammgast Dieter:

„Einmal kommt man halt mal hin, ob für zehn Minuten oder eine halbe Stunde, guckt wer da ist ... Ich bin nicht nur aufs Wasserhäuschen fixiert, ... nach dem Spaziergang mit dem Hund lese ich meine Zeitung und guck halt, wer da steht ... stehen [dort] Leute, die mir nicht passen, dann gehe ich heim, das ist für mich nicht weiter schlimm ... Wenn ich keine Kommunikation will, dann bleibe ich daheim in meinem stillen Kämmerchen, Kommunikation ist der Zweck eines Wasserhäuschens, das ist ein Treffpunkt, man kommt, trinkt sein Bier und geht wieder, das ist eine gewisse Neugierde“ (Dieter/10).

Auch Stammgast Emil trifft gerne ganz bestimmte Personen an der Trinkhalle: „Man kommt zu der Zeit, weil man dann die trifft, die man treffen will, obwohl man nie weiß, wer letztendlich kommt, aber es gibt ein paar, die treffen sich halt morgens und nachmittags, die sieht man dann“ (Emil/Interview 11, Anhang).

Die Art und Weise von Getränkebestellung und Konsum unterstreicht das offene und freie Aufeinandertreffen der Gäste. Jeder kauft sein Getränk (i.d.R. Bier) für sich, ein gegenseitiges Einladen konnte nur in Ausnahmefällen beobachtet werden. Runden- oder Niveautrinken, die Dröge/Krämer-Badony als kennzeichnend für Gruppen, die gemeinsam trinken oder sogar als „Indikator für den Integriertheitsgrad einer Gruppe“ nennen, konnten an Trinkhallen äußerst selten beobachtet werden.⁷⁶ Diese Art des Trinkens kann auch als eine gewisse Unabhängig-

⁷⁶ Zwei Ausnahmen bildeten jüngere Gäste. Eine Gruppe sich regelmäßig treffender Gäste stammt aus Osteuropa. Zwei weitere Personen sprachen ihren unregelmäßigen, aber beständigen Besuch an der Trinkhalle vorher ab (vgl. Gregor/13). Unter einer Trinkrunde versteht man das sich gegenseitige Ausgeben von Bier in einer Runde von mehreren Personen. Eine Ausstieg aus einer Trinkrunde ist erst möglich, wenn man selber eine

keit unter Gästen einer Trinkhalle angesehen werden. Sie kommen, bestellen ihr Getränk und bleiben, so lange sie möchten. Niemand wird gezwungen zu bleiben, man steht mal allein, mal mit anderen Gesprächspartnern, redet und trinkt vor sich hin, bis die Lust vergeht oder ein Termin naht.

Manchmal wird in die Runde gefragt, ob andere auf noch ein Bier bleiben. Die Frage ist nicht als Einladung gemeint, sondern als Entscheidungshilfe für die eigene Bestellung. Bleiben die Gesprächspartner, kann das Einfluss auf das eigene Verweilen haben.

Der Aufenthalt an Trinkhallen ohne Konsum von Getränken ist äußerst selten. Das Bier ist so in erster Linie Kommunikationshilfe. Beim Kauf des Getränks erwirbt man gleichzeitig das Anrecht mitzureden.

Der an Trinkhallen vom Gesetzgeber verbotene und damit fehlende Tisch unterstreicht die Ungezwungenheit an der Trinkhalle. Anders als in Kneipen trinkt man keine Runden, sondern man läuft beim Trinken kleine Runden. Anstatt an einem Tisch mit Gästen zu sitzen, denen man nicht so leicht aus dem Weg gehen kann, fällt es an einer Trinkhalle kaum auf, wenn man sich an einen anderen Platz stellt oder geht. Jederzeit kann man die Gruppe an der Trinkhalle verlassen. Der fehlende Tisch macht die Trinkhalle darüber hinaus zu einer demokratischen Einrichtung, denn an Tischen in einer Kneipe gibt es eine Positionsverteilung, „die [oft unbenutzt] die Anwesenden in bestimmte Verhältnisse zueinander bringt“ (Laermann 1978:426).

Eine tiefgreifende Gruppensolidarität konnte unter den Gästen einer Trinkhalle selten festgestellt werden, obwohl Dieter bekräftigt, dass man sich Gedanken mache, wenn Einer nicht auftauche (Dieter/10). Durchaus gehe man in solchen Fällen zu den Leuten nach Hause, um nach dem Rechten zu sehen. Andere Befragte erklärten, dass man sich i.d.R. nur bei anderen Gästen und dem Wirt erkundige. Man interessiere sich dafür, so Farid, ob und wann derjenige da gewesen und ob mit ihm bald wieder zu rechnen sei. Man interessiert sich also in erster Linie für die Person, wenn sie an der Trinkhalle anwesend ist: „Die Leute von der Trinkhalle möchte ich gar nicht privat sehen, privat ist privat, Kiosk ist Kiosk“ (Farid/Interview 12, Anhang).

Mehrheitlich heißt es, dass man z.B. selten ehemalige Kumpels von der Trinkhalle im Krankenhaus oder im Altersheim besuche. Ein Gast, der mehrere Jahre an die Trinkhalle kam, ist durch seine schwere Krankheit „ans Bett gefesselt“. Obwohl einige Gäste an der Trinkhalle über ihn reden, möchten sie ihn nicht besuchen, denn er erkenne sie nicht mehr und es wäre doch nur Neugierde, hinzugehen. Auch wäre es für ihn nicht schön, wenn sie ihn jetzt so sehen. Mit dem Elend wolle man sich ungern befassen, heißt es (Tagebuch 26.3.04). Darauf angesprochen äußerte Emil, zur „Beerdigung geht man dann“ (Emil/11).

Runde bezahlt hat. Die Trinkrunde ist beendet, wenn jeder eine Runde bezahlt hat. Niveautrinken bedeutet, dass jedes Mitglied der Runde sein Glas zum gleichen Zeitpunkt leert (vgl. Dröge/Krämer-Badony 1987:194f).

Auf der anderen Seite kommt es an der Trinkhalle dennoch immer wieder zu Bekanntschaften, die zu gemeinsamen Unternehmungen führen, etwa der Besuch von Kultur- oder Sportveranstaltungen. Andere verbringen im Sommer gemeinsame Wochenenden oder unternehmen Fahrradtouren: „Hin und wieder, vielleicht ein oder zwei Mal im Jahr, machen wir im Sommer einen Ausflug ins Brombacher Tal, da sind auch Kinder dabei, das ist dann so ein verlängertes Wochenende, ich nehme meine Gitarre mit ... Im Sommer gibt es auch ganz spontane Ausflüge mit dem Fahrrad nach Althöchst oder zur Praunheimer Brücke, hier betreibt jemand ein Wasserhäuschen der früher in der Kuhwaldsiedlung eines betrieben hat“ (Dieter/10).

Solche Ausflüge werden mehrfach als „spontane“ Aktionen geschildert, was den unverbindlichen Charakter an der Trinkhalle unterstreicht. Trinkhallengäste, die nicht an diesen Ausflügen teilnehmen, werden nicht ausgegrenzt.

7.3.3 Die Bedeutung der Trinkhalle für den Gast

Für die Trinkhalle kann gelten, was Dröge/Krämer-Badony für die Kneipe erkennen, sie „sei aus dem Leben des Gastes nicht wegzudenken. „Gerade der tägliche Kneipenbesuch macht den Alltag für ihn abwechslungsreich und lebendig. Und dies, obgleich sich in der Kneipe für den außenstehenden und unbefangenen Betrachter jeden Tag, jeden Abend dasselbe Spiel, die gleiche Rede, derselbe Trinkritus wiederholen mag“ (Dröge/Krämer-Badony 1987:59).

Ähnlich der Kneipe dient auch die Trinkhalle als Treff, an dem Sozialbeziehungen entstehen oder aufrecht erhalten werden, als Ort der Entspannung oder Ort, an dem man – oft v.a. mit dem Wirt – über persönliche Belange redet.

Man gehe nicht an die Trinkhalle, um bestimmte Sachen zu erfahren oder um über ein bestimmtes Thema zu reden, aber „dort hört man am meisten und möglicherweise ergibt es sich irgendwann“, so ein Kunde (Emil/11).

Vor allem die langjährigen Stammkunden kommen immer zu den gleichen Zeiten und verzehren mehr oder weniger das Gleiche. Dabei spielt es keine Rolle, ob sie im beruflichen oder privaten Bereich fest eingebunden sind. Auch Rentner haben „ihre Uhrzeiten“, abhängig von ihrem Tagesablauf und den Gästen, die sie an der Trinkhalle treffen möchten. So passen einige ihren alltäglichen Tagesablauf ihrem Besuch an der Trinkhalle an. Dazu die Schilderungen zweier Stammkunden:

- Gregor wohnt erst seit kurzem in Frankfurt und hat wenig Bekannte. Obwohl er gerne zu Hause ist, hat er eine Kneipe gesucht, denn „[ab] und zu muss man auch mal raus gehen, über Fußball quatschen und ein Bier saufen.“ An der Trinkhalle habe Gregor seinen besten Kumpel kennen gelernt, der etwa zum gleichen Zeitpunkt in dieses Viertel gezogen sei

und, wie Gregor, wenige Leute kannte. Gregor gehe „nach Lust und Laune“, im Schnitt alle zwei Tage, an die Trinkhalle. Seien nette Leute da, bleibe er etwas länger, sonst gehe er gleich wieder nach Hause (Gregor/Interview 13, Anhang).

- Farid sagt, er komme das ganze Jahr über an die Trinkhalle, schließlich könne man nicht jeden Tag für 24 Stunden mit seiner Frau zusammen sein. Er komme eher abends, weil da bestimmte Leute, v. a. Arbeiter, anwesend seien. Als er noch gearbeitet habe, sei er aus Zeitmangel seltener am Kiosk gewesen. Wenn die Trinkhalle schließe, würde er sein Bier zu Hause trinken. Der Trinkhallenbesuch sei für ihn nichts besonderes, er sei Routine und Alltag, denn man träfe dort immer die selben Leute. Wenn er mehr Geld verdienen würde, würde er noch immer kommen, aber seltener, da er das Geld lieber in einem spanischen Restaurant für Essen ausgeben würde. Farid schaue manchmal aus dem Fenster, ob die Trinkhalle schon offen habe, denn manchmal mache die Trinkhalle etwas später auf. Sie sei für ihn ein Ort der Freiheit, da man kommen und gehen könne, wann man wolle (vgl. Farid/12)

Ist das Aufsuchen einer Trinkhalle eine Entscheidung der Notwendigkeit oder eine vollkommen freie Entscheidung der Gäste? Gibt es wie in der Kuhwaldsiedlung lediglich die Trinkhalle als Ort der Kommunikation, so kann man nur entscheiden, ob man sich darauf einlässt oder nicht.⁷⁷ So findet Gregor das Herumstehen an der Trinkhalle „saublöd“, aber es gebe in der Kuhwaldsiedlung keine Kneipe in der Nähe (Gregor/13). Die Entstehung der Beziehung zwischen zwei Personen an dieser Trinkhalle ist vor allem der Lebenssituation der jeweiligen Personen geschuldet.⁷⁸ Die Situation von Gregor zeigt, wie „unfreiwillig“ man unter gegebenen sozialen Bedingungen „an die Trinkhalle kommt“. Es sind soziale Bedingungen, welche die Kontakte zwischen diesen Menschen an diesem Ort entstehen lassen.

Schwieriger wird es, wenn man die anderen beiden Trinkhallen unter dem gleichen Blickwinkel betrachtet. In ihrer jeweiligen Umgebung befinden sich weitere Trinkhallen bzw. Kneipen, womit die Wahlmöglichkeit größer wird. Betrachtet man die Antworten der Gäste über die Gründe ihrer Trinkhallenbesuche, geben einige finanzielle Hintergründe an. Sie sei billiger. Die Frage ist: Billiger als was? Das Bier, das hier verkauft wird, ist billiger als das Bier in der Kneipe, aber immer noch fast doppelt so teuer wie im Supermarkt. Die Menschen, die dieses Argument nennen, denken also nicht rein ökonomisch. Man kann ihre Worte so verstehen, dass es nirgendwo billiger ist, zum Bier Kommunikation und Abwechslung vom häuslichen

⁷⁷ Die anliegende Kneipe hat unterdessen wieder eröffnet. Die Möglichkeiten bleiben dennoch beschränkt.

⁷⁸ Gregor wohnt in diesem Viertel mit seiner Freundin. Beide kommen aus einer anderen Stadt nach Frankfurt, weil sie dort eine Arbeitsstelle gefunden hat. Da Gregor z.Z. arbeitslos ist, brauchten sie dringend eine preiswerte Wohnung und haben diese gefunden. So ist die Auswahl dieser Wohnung bzw. dieses Viertels durchaus an bestimmte ökonomische Zwänge gebunden (vgl. Gregor/13).

Alltag zu finden. So ist der Besuch der Trinkhalle auch in diesem Fall bestimmten Notwendigkeiten geschuldet. An anderer Stelle könnte untersucht werden, ob – worauf die Erlebnisse während der Beobachtung hinweisen – die Schwelle zu einer Kommunikationsaufnahme an Trinkhallen niedriger ist als in Kneipen. Dann könnte dies ein weiterer Grund sein, die Trinkhalle der Kneipe vorzuziehen.

Alle Befragten gehen mehr oder weniger regelmäßig und gerne an ihre Trinkhalle. Nur in Ausnahmefällen gehen sie an andere Trinkhallen oder in Kneipen. Manche trinken ihr Bier ausschließlich an Trinkhallen. Interessant ist, dass alle Befragten angaben, dass sie, sollte ihre Trinkhalle morgen schließen, dies nicht weiter problematisch fänden und sie ihr Bier künftig zu Hause oder im Garten trinken würden. Keiner konnte sich vorstellen, die Trinkhalle zu übernehmen oder an eine andere zu gehen, wobei einige in ihrem Leben „ihre Trinkhalle“ auf Grund eines Umzugs oder der Schließung der Trinkhalle schon einmal gewechselt haben.

Vor-Ort Beobachtungen zeigen, dass die Gäste eine enge Verbundenheit und somit ein bestimmtes Verantwortungsgefühl gegenüber „ihrer“ Trinkhalle verspüren. Wenn der traditionelle Heimatbegriff das Aufgehobensein in einer ortsgebundenen Kommunikationsgemeinschaft, die gleichzeitige Zugehörigkeit zu einem Milieu und seiner Umgebung bedeutet, kann sogar von Heimatgefühlen gesprochen werden (vgl. Schulze 1994:51).⁷⁹ Trinkhallen sind dann die „ökologischen Nischen“, die sich als Gegenorte zu dem Durchlaufcharakter der Effizienz, als Spielräume und als Korrektiv für Erstarrung und als Angebote der Identitätsfindung zeigen. Diese gilt es zu fördern, denn die Städte müssen der Individualität ihrer Bewohner wenigstens Chancen lassen, eine Beziehung zu ihnen zu entwickeln (vgl. Greverus 1978:270ff).

Für einige der Gäste wird die Trinkhalle zu einem „verlängerten Wohnzimmer“. Das Bedürfnis, nicht in den eigenen vier Wänden zu sitzen, scheint bei einigen so groß, dass sie auch bei Minusgraden an der Trinkhalle stehen, ihr Bier trinken, gucken, nachdenken oder warten. Der Begriff „verlängertes Wohnzimmer“ scheint auch vor dem Hintergrund passend, dass einige wenige Stammgäste anderen Gästen klar und deutlich zeigen, dass sie an der Trinkhalle nicht willkommen sind.

Der Ausschluss erfolgt anfangs nicht durch direkte Worte, sondern Gesten. So dreht man ihnen etwa den Rücken zu und stellt sich so, dass der Ausgestoßene gerade genügend Platz hat, sein Bier zu trinken. Der Gast wird von Pächter und Gästen geduldet, aber er ist schutzlos den z.T. derben Frotzeleien anderer Gäste und dem Wirt preisgegeben. Kann er nicht

⁷⁹ Einige reinigen von sich aus die Aschenbecher oder achten darauf, dass kein Dreck auf dem Boden liegt und trennen den Müll. Da die beiden Mülltonnen von außen identisch sind, ist die Trennung nur den Stammkunden vertraut. Neue Gäste werden darauf hingewiesen, welcher Abfall in welche Tonne kommt. Zeigen andere Gäste Verhaltensweisen, die nicht mit den eingespielten Regeln der Stammgäste konform gehen, werden sie ermahnt. Der Pächter greift meist zusätzlich ein.

gegen steuern, wird er zum „Hampelmann“ degradiert. Findet er sich mit dieser Rolle ab, wird er als solcher akzeptiert und behandelt. Wehrt er sich gegen diese Rolle ungeschickt, kommt es auf einer weiteren Stufe zu direkten verbalen Auseinandersetzungen, bei denen der Diskriminierte so den Kürzeren zieht.

Phasen dieses Ausgrenzungsprozesses konnten an zwei Trinkhallen beobachtet werden. In einem Fall wurde die Person regelrecht verstoßen, erhielt vom Pächter Hausverbot und durfte nicht mehr in die Nähe der Trinkhalle kommen. In anderen Fällen fanden sich betroffene Personen mit der Rolle des Hampelmanns ab oder merkten nicht, dass sie dem Spott preisgegeben waren.

Dazu Dieter: „Aus eigenem Interesse sorgen wir dafür, dass nichts passiert, die Leute würden in ihre Schranken verwiesen werden, aber ausschließlich verbal, handgreiflich musste bis jetzt niemand werden ... wir sorgen dafür, dass hier keine Unordnung herrscht, dass alles sauber bleibt“ (Dieter/10).

Dieses Verhalten entspricht Sennetts These, dass in „einfacher und gegliederter Umgebung“ Ordnung herrsche. Dort würden sich Einzelne kennen „und jeder weiß, wo sein Platz ist“. Nachbarn würden im Gegensatz zur „Masse“ bemerken, wenn „plötzlich jemand anfängt, sich gehen zu lassen“, die Gemeinschaft erfülle eine Überwachungsfunktion (Sennett 1983:338).

7.3.4 Arbeitsplatz Trinkhalle

Die Trinkhalle in der Römerstadt wird von einer Frau betrieben, die seit längerem Rente bezieht. Finanziell werfe die Trinkhalle, wie sie sagt, kaum etwas ab, sie „arbeite nur so zur Abwechslung“ (Anna/Interview 7, Anhang).

Andere, wie die in der TV-Dokumentation „Ein Bier im Stehen“ beschriebenen Betreiber, sehen ihre Arbeit offensichtlich als Verwirklichung ihrer Lebensphilosophie (vgl. hessen 3, 10.3.1993). Sie führen für ihre Gäste kleine Haushaltreperaturen durch oder bieten die Adresse der Trinkhalle als Postadresse für Wohnsitzlose an. Manche beliefern Stammkunden, die nicht mehr laufen können. Obwohl solche Fälle sicher die Ausnahme bilden, irgendeinen „besonderen“ Service scheint es an jeder Trinkhalle zu geben.

Die Trinkhallen werden i.d.R. von einer Person, oft unterstützt von Familienmitgliedern, betrieben.⁸⁰ Es besteht also kein Angestelltenverhältnis, die Betreiber sind Selbständige und meist darauf angewiesen, mit der Trinkhalle ihren Lebensunterhalt zu erwirtschaften.

Viel Geld kann man mit dem Betrieb einer Trinkhalle nicht verdienen. Die Arbeitszeit liegt i.d.R. bei 60 bis 80 Wochenstunden. Die selbst festgelegten Öffnungszeiten der Trinkhallen

⁸⁰ Eine Ausnahme bildet die Beobachtung an einer Niederurseler Trinkhalle. Dort arbeitet im Schnitt einmal im Monat einer der Kunden, wenn der Betreiber einen wichtigen Termin hat. Dieses Engagement trägt jedoch eher den Charakter der Nachbarschaftshilfe.

(viele Trinkhallen schöpfen die erlaubten Öffnungszeiten nicht voll aus) werden von den Betreibern einhellig damit begründet, dass sie irgendwann Feierabend haben wollen. Eine fremde Person möchten sie für diese Arbeit nicht einstellen, es würde sich nicht lohnen und bringe nur Ärger. Viele Betreiber haben einen Ruhetag pro Woche, um für ihre Trinkhalle einzukaufen. Die Wahl des „Ruhetags“ richtet sich mehr nach persönlich praktischen Erwägungen, als etwa nach ökonomischen. Wenn die Trinkhalle ein- bis zweimal jährlich wegen Urlaub geschlossen wird, legt der Betreiber seine Urlaubszeit nicht in die Zeitspanne des schwächsten Umsatzes.

Keiner der Betreiber äußerte die Absicht, eine weitere Trinkhalle zu kaufen, um, wie bei einem Zusammenschluss von Großbetrieben, „Synergieeffekte“ zu erzielen.⁸¹ Auch besteht kein Interesse, das Geschäft auszuweiten.

Viele Pächter verkaufen Produkte, an denen sie wenig oder nichts verdienen.⁸² Sie wollen ihren Kunden damit einen besonderen Service bieten, auch in der Hoffnung, dass die Kunden neben diesen zugleich andere Produkte wie z.B. Zigaretten kaufen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Betreiber ihre Entscheidungen oft nicht nur auf Grund ökonomischer „Sachzwänge“ fällen, sondern auf Grund persönlicher Interessen und Kundenwünschen. Sie pachten oder kaufen eine Trinkhalle i.d.R., um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die Betreiber der beobachteten Trinkhallen arbeiteten, bevor sie diese übernahmen, auf dem Bau, als Hilfsarbeiter u.a. bei Opel bzw. in der Buchhaltung. Es könnten diese persönlichen Erfahrungen sein, die sie als Trinkhallenwirte dazu bewegen, sich mit der sozialen Stellung ihrer Gäste zu solidarisieren, ein Verhalten, das innerhalb von Gesprächen an den Trinkhallen immer wieder deutlich wurde.⁸³

7.3.5 Trinkhalle und Migranten

Frankfurt ist die Stadt mit dem höchsten Anteil nicht-deutscher Bevölkerung in Deutschland. Da das Wasserhäuschen eine Frankfurter Institution ist, stellt sich die Frage: Gehen da nur Frankfurter hin?

Diese Frage kann mit einem ganz klaren Nein beantwortet werden. Sowohl hinter als auch vor dem Tresen stehen Frankfurter und „Eingeplackte“.⁸⁴ Nach dem Aufsuchen etwa der Hälfte aller Frankfurter Trinkhallen kann der Anteil der deutschen Pächter auf ungefähr ein Viertel geschätzt werden. Die überwiegende Mehrheit wird vor allem von Türken, Griechen

⁸¹ Ein Synergieeffekt bedeutet, dass das Ganze einen höheren Wert aufweist als die Summe der Einzelteile (vgl. <http://www.net-lexikon.de/Betriebszusammenschluss.html> 25.4.04).

⁸² An einer Briefmarke verdient ein Betreiber einen Cent. Um die Briefmarken verkaufen zu können muss er zunächst zur Post fahren und dort die Briefmarken in Vorleistung erwerben.

⁸³ Als z.B. über Vor- und Nachteile verschiedener Berufe diskutiert wurde, fragte einer der Pächter sinngemäß, ob man ihm erklären könne, welche Vorteile ein Arbeiter habe, er habe mehrere Jahre bei u.a. bei Opel in Vertretung am Band gearbeitet, Vorteile gebe es da keine.

⁸⁴ Ein Begriff aus dem Frankfurter Sprachgebrauch für Zugezogene.

und Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien betrieben. Wenig häufig finden sich Italiener oder Südasiaten (aus Pakistan, Indien, Sri Lanka oder Bangladesch) als Trinkhallenbetreiber. Schwarzafrikaner, Lateinamerikaner, Osteuropäer und andere Asiaten konnten nur selten als Pächter ausgemacht werden. Unter den Pächtern finden sich somit vor allem jene Nationalitäten, die als Gastarbeiter schon mehr als eine Generation in Deutschland leben.

Nach Gloss bestehe zwischen deutschen und nicht-deutschen Pächtern der Unterschied, dass Nicht-Deutsche den Trinkhallenbetrieb primär als Broterwerb betrachteten. Deutsche hingegen seien hingegen oft besondere „Kauze“ oder „Muttis“, die mit dem Betrieb der Trinkhalle eine bestimmte Lebensphilosophie ausdrückten.

Dieser Unterschied konnte nicht bestätigt werden. Eine „besondere Beziehung“ zu ihrer Trinkhalle und den Gästen konnte ebenso bei Nicht-Deutschen Pächtern festgestellt werden. Auch steht bei Deutschen wie bei Nicht-Deutschen die gesamte Familie hinter dem Tresen.

Die Nationalität des Wirts der Trinkhalle scheint auf die multikulturelle Zusammensetzung der Gäste keinen Einfluss zu haben. Die Gäste stammen oftmals aus anderen Ländern als die Betreiber. So gibt es viele Osteuropäer als Gäste von Trinkhallen, jedoch nicht als Betreiber. Auf der anderen Seite sind viele Türken Betreiber von Trinkhallen, Gäste sind sie selten. Die wenigen türkischen Gäste sind meist Verwandte oder Bekannte der Betreiber, die als Gast oft einen besonderen Service erhalten. Griechen sind bei Türken ebenso zu Gast wie Deutsche mit offensichtlich „brauner Gesinnung“.⁸⁵ An allen Trinkhallen kam es auch zu z.T. rauen politischen Diskussionen zwischen den Gästen. Rassistische Äußerungen, auch unter Ausländern, lagen manchmal förmlich in der Luft, ausgesprochen wurden sie während der Anwesenheit des Autors nie. Die Befragten äußerten sich deutlich ablehnend gegenüber rassistischen Verhaltensweisen, solches würde an ihren Trinkhallen nicht geduldet.

Mit Ausnahme einer Trinkhalle, die von einem Kroaten betrieben wird, ist keine Trinkhalle dadurch aufgefallen, dass sich bestimmte Personen lediglich auf Grund der Nationalität des Betreibers dort treffen.⁸⁶ Stammkunden wählen „ihre“ Trinkhalle also offenbar nicht nach der Nationalität des Wirts aus. Statt dessen kommen, gehen und stehen, unabhängig davon, wer hinter dem Tresen arbeitet, Deutsche einträchtig neben Schwarzafrikanern, Nordafrikanern, Polen, Ex-Jugoslawen, Griechen oder Asiaten. Lediglich einige Osteuropäer nutzen Trinkhallen oft als gemeinsamen Treffpunkt. An einigen Trinkhallen sind deutsche Gäste deutlich in der Unterzahl.

⁸⁵ Deutlich wird das an Aussagen wie: Ja, die Türken sind ... aber hier unser Ali ist in Ordnung, auch wenn es ein Türke ist (Beobachtung an einer Preungesheimer Trinkhalle, Tagebuch 27.2.2004).

⁸⁶ „Wir sind Kroaten und keine Jugoslawen, und das ist ein kroatischer Kiosk“ (Tagebuch 17.2.2004).

Das Wasserhäuschen ist eine typische Frankfurter Institution, offen für Migranten, die diese ebenso schätzen wie Schwaben, Sachsen, Berliner und Norddeutsche. Man muss nicht in Frankfurt geboren sein um die Institution Trinkhalle lieben zu lernen.⁸⁷

7.4 Alkoholkonsum an der Trinkhalle

An der Trinkhalle trinken bedeutet, öffentlich Alkohol zu konsumieren. Das ist wohl einer der Gründe, warum die Trinkhalle einen schlechten Ruf in der Bevölkerung genießt. Öffentliches Trinken scheint, abgesehen von feierlichen Anlässen, tabu.

Doch der regelmäßige Aufenthalt an Trinkhallen zeigt, dass exzessiver Alkoholkonsum nicht verbreitet ist. Gerade die soziale Kontrolle, bedingt durch das öffentliche Trinken, scheint der Grund, dass übermäßiger Alkoholkonsum an der Trinkhalle kaum stattfindet. Die Gäste an der Trinkhalle kennen sich überwiegend seit Jahrzehnten, sie wohnen im gleichen Viertel oder sind sogar Nachbarn. Exzessiv trinkende Gäste werden aus dem Kreis der Stammkundschaft ausgestoßen. So ist für die Stammgäste der Gang an die Trinkhalle zwar mit regelmäßigem Alkoholkonsum verbunden, jedoch so gut wie eine Prophylaxe gegen übermäßigen Alkoholkonsum.

Der Laufkunde scheint in diesem Sinne gefährdeter. Er konsumiert den Alkohol allein zu Hause. Die Beobachtungen ergaben, dass viele harte Alkoholika im besonderen vormittags und auch von Frauen mit sichtbarer Alkoholsucht gekauft, aber nicht vor Ort konsumiert wurden. Hier kann eine soziale Kontrolle an der Trinkhalle durch Gäste oder Pächter kaum stattfinden. Die Pächter verkauften den verlangten Alkohol.⁸⁸

Bezieht man sich auf Roland Girtlers Definition von Alkoholkonsum und Alkoholismus, dient der Alkoholkonsum an der Trinkhalle als nötiges Mittel zur Aufrechterhaltung von Konversation. So trinken die Gäste an Trinkhallen vorwiegend Bier und weniger harten Alkohol. Krankhafte Alkoholiker beschreibt Girtler, sich auf Definitionen der WHO und auf Lüth beziehend, seien „gesundheitlich geschädigt“ und „gesellschaftlich gestört“. Sie zeigen eine „Verminderung der intellektuellen Leistungsfähigkeit, Verlust von Interessen anderer Art, Gedächtnisverlust, Stimmungslabilität und Verwahrlosung bzw. asoziales Verhalten“ (Girtler 1980:96f). Keiner dieser Merkmale konnte bei Trinkhallengästen wahrgenommen werden. Dabei sind im besonderen die Merkmale Verwahrlosung und asoziales Verhalten kritisch zu hinterfragen, werden sie doch vor dem Hintergrund einer normierenden Mehrheitsgesellschaft getragen.

⁸⁷ Ein Berliner Stehgast äußerte im Gespräch ein absolutes Unverständnis, warum es diese Häuschen nicht auch in Berlin gibt (Tagebuch 21.3.2004).

⁸⁸ Beobachtet werden konnte auch, dass die Pächter die Käufer aufforderten, den gekauften Alkohol nicht an der Trinkhalle zu trinken (26.3.2004).

Reinhold Schmitt, der 1992 das Sprachverhalten an einem Mannheimer Kiosk studierte, entdeckte das Trinkverhalten sogenannter standardisierter, „organisierter Alkoholrunden“.⁸⁹ Alkoholrunden im Allgemeinen oder besondere Verabredungen für den gemeinsamen Konsum von Alkohol konnte an den aufgesuchten Trinkhallen jedoch nicht beobachtet werden. Lediglich an einer der Trinkhallen besteht in unregelmäßigen Abständen eine lose Wettrunde von zehn bis 15 Teilnehmern, bei der es darum geht, das Ergebnis der Fußballspiele der Frankfurter Eintracht zu tippen. Jeder Teilnehmer wirft zwei Euro in einen vom Trinkhallenpächter verwalteten Jackpot. Der Sieger benutzt den Gewinn, um den Mitspielern ein Bier auszugeben.⁹⁰ Dabei kann es passieren, dass der freudige Gewinner so großzügig ist, dass er nach Hause laufen muss, um Geld zu holen, da der erhaltene Gewinn für die ausgegebenen Biere nicht reicht.

Da diese Runde äußerst unregelmäßig zustande kommt und sich das Ausgeben i.d.R. auf ein Bier beschränkt, kann nicht von einer organisierten, den Alkoholkonsum legitimierenden Alkoholrunde gesprochen werden.

Die meisten Gäste der Trinkhalle trinken zwischen ein und vier Bier, bei einer Verweildauer von i.d.R. bis zu drei Stunden. Es konnten nur zwei Fälle von regelmäßigem exzessivem Alkoholkonsum beobachtet werden. In einem der Fälle handelt es sich um eine Frau, die von ihrem äußerlichen Erscheinungsbild nicht zu den anderen Trinkhallengästen passte. Sie schminkte sich und war „besser gekleidet“. Auch war sie die einzige Frau, die regelmäßig an Trinkhallen angetroffen wurde. Sie versuchte wiederholt zu zeigen, dass sie „etwas besseres“ als andere Gäste ist.

Dröge/Krämer-Badony beschreiben Alkoholranke als Menschen, die sich nicht in den Kneipen ihres Milieus betrinken, sondern an Orte ausweichen, die von anderen Milieus aufgesucht werden. Diese Frau scheint ein Fall des „Mittelklassealkoholikers“ zu sein (vgl. Dröge/Krämer-Badony 1987:177ff).

Der Alkoholkonsum an der Trinkhalle ist keineswegs verpflichtend. Der Autor selbst war bekannt als derjenige, der tagsüber Wasser, Cola, Kakao oder Fruchtmixgetränke trank, was von allen Gästen akzeptiert wurde. Eine Aufforderung, Alkohol zu trinken, erfolgte selten. Trank der Autor ebenso wie die Gäste mal einen Apfelwein oder ein Bier, hatte das auf die

⁸⁹ Er nennt es das „Dornkaat-Bezahl-System“. Die Logik des Systems erschöpft sich darin, einen auszugeben, um den anderen in die Lage zu bringen, selbst wieder einen auszugeben zu müssen. In diesem Zusammenhang rückt der Eingeladene automatisch in die Rolle des Schuldners, aus der er sich nur durch eine Gegeneinladung befreien kann, wodurch der andere wieder zum Schuldner wird, der sich ebenfalls selbst nur durch eine Gegeneinladung aus dieser Rolle befreien kann. So wird das scheinbar angestrebte Ziel des Ausgleichs, so will es diese Logik, nie erreicht. Bei diesen organisierten Alkoholrunden führt das Einladen des anderen soweit, dass derjenige, der als letztes den Kiosk verlässt, dem anderen, der am nächsten Tag erwartet wird, bereits ein Getränk bezahlt, welches am nächsten Tag bereitsteht. Der Alkoholtrinkende kann sich damit ein Stück weit der Verantwortung entziehen, den bezahlten Alkohol zu konsumieren (vgl. Schmitt 1992:121f).

⁹⁰ Tippt keiner das richtige Ergebnis, geht das Spiel mit erneutem Einsatz weiter und der Jackpot vergrößert sich.

Kommunikation mit den Gästen keinen verändernden Einfluss. Würde der Trinkhallenbesuch ausschließlich dem Alkoholkonsum dienen, wäre das Verhalten des Autors mit Unverständnis aufgenommen worden, was nicht der Fall war.

Auch Dieter bestätigt, dass „Wassertrinker“ kein Problem seien. Im Falle eines Gasts, der von einer Alkoholentziehungskur kam, hätte man darauf geachtet, dass dieser keinen Alkohol trank. (Dieter/10)

7.5 Die Trinkhallen im Vergleich

An allen drei beobachteten Trinkhallen kommen viele der Gäste seit Jahrzehnten. Für fast alle Gäste gehört die von ihnen besuchte Trinkhalle zu ihrem jeweiligen Wohn-Nahbereich. In der Regel fährt kein Gast mehrere Kilometer zu einer bestimmten Trinkhalle. Wenige Gäste arbeiten in der Nähe und fahren nach dem Besuch der Trinkhalle nach Hause.⁹¹ Dass sich die Gäste an einer bestimmten Trinkhalle zusammenfinden, ist also auch objektiven Bedingungen geschuldet.

In der Kuhwaldsiedlung und der Nordweststadt stehen zum großen Teil Wohnungen von kommunalen Wohnungsbaugesellschaften, die im Vergleich zu anderen Frankfurter Stadtgebieten relativ preisgünstige Mieten aufweisen. So sind es soziale Zusammenhänge, die diesen Nahbereich konstruieren, denn Menschen mit hohem Einkommen wohnen nicht in diesen Vierteln.

Die Gäste der Trinkhalle der Kuhwaldsiedlung verfügen dabei im Besonderen über eine Basis gemeinsamer oder ähnlicher Lebenserfahrungen, die außerhalb dem Trinkhallenbereich liegen. Viele Bewohner sind oder waren bei der Bahn oder Post angestellt und wohnen seit sehr langer Zeit in diesem Viertel. Dieser gemeinsame Hintergrund wird bei Gesprächen deutlich. Gemeinsamkeiten werden dabei unterschiedlich von den Gästen eingesetzt, ob als Hintergrundwissen bestimmter Probleme oder als Frotzelei. Kommunikation, im Zweifelsfalle auf der Grundlage gemeinsam erlebter Erfahrungen, scheint dort immer möglich. Der gemeinsame Hintergrund der Bewohner stellt jedoch zugleich eine Barriere für Neuankömmlinge dar. Nur über bestimmte Gäste konnte ein Zugang zum Trinkhallenleben hergestellt werden. Waren diese nicht anwesend, wurden Neuankömmlinge ausgegrenzt.

Erving Goffman sieht hier die Möglichkeit der Eingliederung an das Befolgen bestimmter Verhaltensregeln gebunden: „Weit weniger bekannt sind die vielen Bestimmungen, die das Recht einschränken, an frei zugänglichen, nicht eingezäunten öffentlichen Orten sich aufzuhalten ... Wo solche Ausschlussbestimmungen gelten, ist es klar, dass die einfache Anwesenheit einer Person, ganz gleich welches Verhalten sie an den Tag legt, entweder ihre Qualifikation

⁹¹ Alle ausgewählten Trinkhallen stehen in ausgeprägten Wohngebieten.

zum Eintritt oder aber Regelwidrigkeit dokumentiert ... sind sie dennoch anwesend, dies in sich eine ungehörige Handlung darstellt ... Die Verhaltensregel, die für die Situation zu gelten scheint und sie gleichzeitig exklusiv macht, ist die Regel, die es den Beteiligten zur Auflage macht, «dazuzupassen» (Goffman 1971:22).

Basierend auf verschiedenen Trinkhallenbesuchen und -gesprächen in der Kuwahldsiedlung lässt sich vermuten, dass die Trinkhalle dort die Funktion einer Quartierskneipe erfüllt (vgl. Dröge/Krämer-Badony 1987:132ff).

Die beiden Trinkhallen in der Nordweststadt und in Bockenheim weisen andere Besonderheiten auf. Das Publikum ist deutlich internationaler und auf eine andere Art gemischt. Hier treffen Gäste, die schon sehr lange im Viertel wohnen, auf Neuankömmlinge. An beiden Trinkhallen sind Migranten mindestens ebenso häufig zu Gast wie Deutsche. Anders als in der Kuhwaldsiedlung treffen hier Menschen unterschiedlichster Hintergründe aufeinander. Dabei dient die Bockenheimer Trinkhalle einigen Osteuropäern als Treffpunkt. Diese bleiben als Gruppe ebenso unter sich wie einige Gäste in der Kuhwaldsiedlung.

Viele Gäste der Bockenheimer Trinkhalle, die seit Jahren an diese Trinkhalle kommen, scheinen keine existentiellen Sorgen zu haben. Aus Gesprächen wurde deutlich, dass sehr viele von ihnen in unterschiedliche Familienzusammenhänge sozial eingebunden sind. Diese Personen standen i.d.R. selten allein an der Trinkhalle. Ein Zugang zu Gesprächen war auch hier nur dann möglich, wenn bestimmte Personen anwesend waren. Die selben Personen sind es auch gewesen, die es unmöglich machten, dass auch nur im Ansatz rassistische Bemerkungen fielen. Waren weder sie noch Migranten anwesend, lagen rassistische Bemerkungen gegen Schwarzafrikaner, Sinti und Roma, welche vorher als Käufer an die Trinkhalle auftraten, in der Luft, ausgesprochen wurden sie jedoch nicht. Auch die Gäste dieser Trinkhalle führten gemeinsame Unternehmungen durch, welche jedoch eher oberflächlichen Charakter hatten, z.B. Stadionbesuche.

Die Stehgäste der Trinkhalle in der Nordweststadt scheinen im Vergleich zu den Gästen der beiden anderen Trinkhallen finanziell schwächer gestellt zu sein. Diese Trinkhalle weist vielleicht deshalb die heterogenste aller Stehgästepstrukturen auf. Gruppen, die sich geschlossen hier trafen, konnten nicht beobachtet werden. So waren die Stehgäste dieser Trinkhalle die offensten, auch wenn besonders hier einzelne dem Forschungsvorhaben sehr kritisch gegenüber standen. Diese Offenheit brachte auf der anderen Seite ein große Oberflächlichkeit der Gäste im Umgang zueinander mit sich. An dieser Trinkhalle wurde es besonders nach Feierabend voll, es kamen gleichzeitig Stehgäste von der Arbeit, einige Rentner und einige Arbeitslose. Der Umgang war unter ihnen sehr offen.

7.6 Freiraum Trinkhalle

Die Trinkhalle scheint einer der Orte, die neuartigen, z.T. organisierten, Freizeitbeschäftigungen entgegensteht.⁹² Sie ist bisher weder für die Werbeindustrie noch für Investoren, die sie als Kette betreiben könnten, interessant. Für die Stehgäste gehört die Trinkhalle zu ihren alltäglichen Erfahrungen. Nach Klaus Laermann zeichnet das Alltagsleben einerseits eine gewisse Normierung und Wiederholung aus, es bietet aber ebenso die Abweichung von der Norm, denn der Alltag „ist moralische Grauzone“ und „bietet die Möglichkeit, die schlimmsten Widersprüche zu ertragen“ (Laermann 1975:87).

Zugleich stellt sich „die Reproduktion im Alltag – im erweiterten Sinne verstanden – nicht bloß als Wiederholung dar, sondern als schöpferisch produktives Moment, als Wiederaufnehmen konstitutiver Beziehungen“ (Kleinspehn bez. auf Levebvre 1975:80).

Zu den bekannten Grundübeln des Industriekapitalismus gehört, dass der Arbeiter von seiner Arbeit getrennt wird, über seine Arbeitskraft nicht frei verfügen kann, sondern sie verkaufen muss – eine der Ursachen der Entfremdung des Menschen von der Arbeit. Spaltung, Zerstückelung, Trennung, Isolation sind die gängigen Bilder, mit denen dieses Übel beschrieben wird. Die Grundübel „des Kapitalismus zu beseitigen, scheint also zu bedeuten, das Unbekannte, die Fremdheit, die Distanzen zwischen den Menschen zu beseitigen. Dazu sucht man nach intimen, lokalen Maßstäben für menschliches Erleben“ (Sennett 1983:332). Wenn sich die Trinkhallen nach Feierabend mit Arbeitenden füllen, bedeutet der Trinkhallenbesuch Kompensation für den Arbeitsalltag. Sich wiederholende Äußerungen wie „Es ist immer das gleiche, alles für die Herren“ oder „Immer auf die Kleinen“ lässt ihren Trinkhallenbesuch als Heilung vom frustrierenden Arbeitsalltag in der abhängigen Beschäftigung deuten.

Auch wenn diese Wünsche einen resignativ illusionären Charakter aufweisen, ist diese Kompensation eine andere als das passive Konsumieren von Fernsehsendungen oder das Vergöttern von Sportstars. Diese Beschäftigungen können als Phänomene der Entfremdung des Menschen von der Arbeit angesehen werden (vgl. Chlada 1998:28ff).⁹³ Im Gegensatz zu letztgenanntem Freizeitverhalten bleibt der Trinkhallengast nicht anonym. Auch lässt er sich bei seinem Besuch an der Trinkhalle nicht von vorgegebenen Zeitstrukturen leiten. Er entscheidet allein, wann er geht und wann er kommt. Dass der Besuch der Trinkhalle nicht auf Resignation zurückzuführen ist, zeigt auch das Trinkverhalten der Gäste, die sich nicht betrinken, sondern trinken, um zu reden.

⁹² Gedacht ist dabei u.a. an Trendsportarten wie Mountainbiking, Inlineskating oder Freeclimbing, die den Menschen ein gewisses Freiheitsgefühl vermitteln. Diese Freizeitbeschäftigungen sind häufig mit erheblichen Ausrüstungskosten verbunden.

⁹³ Chlada nimmt dabei Bezug auf Adorno und bezeichnet das Fansein als nützliches und gefördertes Verhalten, um die Menschen zu entpolitisieren.

Trinkhallenexperte Gloss bezeichnet die Trinkhalle als einen „Ort der Subversion“. Dort „werden auch Sachen unter dem Tisch verkauft, die eigentlich nicht verkauft werden dürfen“ (Gloss/1).⁹⁴ Bestätigt werden kann seine These von Freiräumen, die sich Pächter unter Mithilfe ihrer Gäste verschaffen:

Sind Trinkhallen beispielsweise Eigentum einer Brauerei, ist der Pächter oft vertraglich verpflichtet, ausschließlich Biere dieser Brauerei zu verkaufen. Einer der drei Trinkhallenpächter gestand, auch Bier anderer Brauereien zu verkaufen. Seine Stammkunden hätten ihn danach gefragt, er wollte die Gäste nicht verlieren und so beschloss er, sein Angebot zu vergrößern. Diese Biere gehören nicht zum offiziellen Angebot, sie stehen nicht auf der Preisliste, sondern ausschließlich im Kühlschrank, zurückgehalten für die Stammkundschaft.

Auch dürfen Trinkhallen ihren Gästen keine Sitzgelegenheiten bieten (vgl. Kapitel 6.2.), was an allen drei Trinkhallen eingehalten wird. An einer der Trinkhallen steht jedoch eine Holzkiste, deutlich gekennzeichnet als Streugutbehälter für den Winter. Der kundige Stammgast öffnet ganz selbstverständlich die Kiste und zaubert ein Sitzkissen hervor.

Daneben fungieren Trinkhallen als Tauschbörsen für Dienstleistungen und Waren aller Art. Eine kleine Reparatur an Fahrzeugen findet im Sommer auch mal vor der Trinkhalle statt und Schreiner, Weißbinder, Elektriker oder Schlosser finden über den Kontakt an der Trinkhalle ein kleines Nebeneinkommen.

Ohne Zweifel ist die Trinkhalle ein Ort, an dem man dem grauen Alltag ausweichen kann und der das Alltägliche ein wenig erträglicher und lebensfroher zu gestalten vermag.

⁹⁴ Genauere Angaben macht er dazu nicht.

8. Schluss

Während Stadtplaner und Investoren die Stadt „urbanisieren“ wollen (man denke allein an den Namen des geplanten Großprojekts „Urban Entertainment Center“), stellen sie dabei tatsächlich, wie es die „Innenstadtgruppe ffm-of“ bezeichnet, eine „sichere Vorgarten-Idylle“ her (FR 29.4.2004). Urbane Vielfalt, die soziale und ethnische Vielfalt, Vielfalt der Angebote der im Stadtraum sichtbaren kulturellen Techniken bedeutet (vgl. Anders 1998:50ff), wird geradezu verdrängt. Trotzdem haben die städtischen Behörden heute erkannt, dass Trinkhallen einem bestimmten Zweck in den Wohnvierteln dienen und sie in Frankfurt traditionell fest verankert sind. Es ist nicht anzunehmen, dass die Trinkhalle in naher Zukunft erneut ins Fadenkreuz der städtischen Behörden geraten wird.

Dem Versuch, die Trinkhalle in der Gesellschaft zu verorten, lag die Annahme zu Grunde, dass sich die Entwicklung der Bundesrepublik in zwei kapitalistische Formationen einordnen lässt, in die Phase des Wiederaufbaus und des Wirtschaftswunders, bedingt von hohen Wachstumsraten, den Fordismus und die sich daran anschließenden Epoche fallenden Wachstums und steigender Arbeitslosigkeit, den Postfordismus (vgl. Hirsch/Roth 1986:46ff). Diese Phasen spiegeln sich ebenso im städtebaulichen Diskurs wider, der Moderne und Postmoderne. Die jeweiligen gesellschaftlichen und städtebaulichen Ansätze dieser Epochen wurden skizziert. Festgehalten werden kann, dass sich aus den Theorien des Fordismus und Postfordismus sowohl positive, als auch negative Auswirkungen für den Bestand von Trinkhallen ableiten ließen. Zur Erinnerung, die fordistische Epoche bedeutete u.a. die Zerstörung kleinteiliger Strukturen (kontra Trinkhalle), aber auch die Formung des Raums für soziale Zwecke (pro Trinkhalle). Im Ergebnis stieg die Zahl der Trinkhallen bis Mitte der 1970er Jahre, also bis zu jener Zeit, in der die Krise des Fordismus einsetzte. Etwa zeitgleich wurde Wallman in das Amt des Frankfurter OB gewählt.

Mit der postfordistischen Phase gehen mehr individuelle Freiheit, die Akzeptanz der (sozialen) Unterschiede, der wachsende Bedarf nach Dienstleistungen aller Art und der Anstieg gering vergüteter und flexibler Beschäftigungsverhältnisse einher (pro Trinkhalle). Ebenso werden jedoch jene Geschäfte bzw. Firmen, v.a. aus innenstädtischen Bereichen verdrängt, die keine potentiellen Höchstbeträge erwirtschaften oder den Konsum stören könnten (kontra Trinkhalle). Im Ergebnis sinkt die Zahl der Trinkhallen in dieser Zeit kontinuierlich bis zum heutigen Tiefstand.

Obwohl sich so aus den theoretischen Ansätzen des Fordismus und Postfordismus keine eindeutig richtungsweisenden Tendenzen für die Entwicklung der Trinkhallen ableiten

lassen, scheinen die gesellschaftlichen Verhältnisse dieser Epochen maßgeblich mit dem Schicksal der Trinkhallen verbunden zu sein. So haben die negativen Auswirkungen auf kleine Läden offensichtlich positive Auswirkungen auf die Trinkhalle. Während kleine Einzelhändler schließen müssen, „gedeihen“ Trinkhallen, da sie die schließende Lücke mit dem Vorteil ihrer längeren Öffnungszeiten füllen können. Seit 1996 schließen viele Supermärkte mit Ausnahme des Wochenendes erst um 20 Uhr. Die Anzahl der Trinkhallen hat sich von 1992 (ca. 530) bis heute (ca. 280) nahezu halbiert, ein Rückgang, der selbst während der Ära Wallmann nicht dieses Ausmaß erreicht hat (1977 ca. 700, 1987 ca. 550), obwohl gerade in dieser Zeit besonders vielen Trinkhallenpächtern ihr Pachtvertrag vom Liegenschaftsamt gekündigt wurde.

Die Trinkhalle scheint also eher „Opfer“ dieses gesellschaftlichen Flexibilisierungsprozesses zu sein, obwohl sie ziemlich exakt den Anforderungen und Gegebenheiten der aktuellen postfordistischen Bedingungen entspricht (Esser/Hirsch 1987:36ff).

Es wurde die Trinkhalle der Zukunft beschrieben, auch wo sie sich befinden könnte. Just zur Fertigstellung dieser Arbeit wird die Vorstellung der Trinkhalle der Zukunft Wirklichkeit. Ende April 2004 eröffnete sie, wenige hundert Meter vom prognostizierten Ort, wie vorhergesagt in einem Park (dem Holzhauspark). Äußerlich erscheint sie wie eine Trinkhalle im Anstrich eines ästhetisch-kühlen Szenecafés (FR 29.4.2004).⁹⁵ Sollte dies kein Einzelfall bleiben, würde die Trinkhalle künftig also ein neuen ästhetischen Ansprüchen gerecht werdendes „Produkt“, das Latte Macchiato anbietet und vielleicht nicht mehr von Brauereien wie Binding, sondern von Firmen wie Lavazza, vielleicht als Kioskkette, betrieben wird. Weiterhin denkbar wäre sie, entsprechend den aktuellen kapitalistischen Bedingungen geschuldet, in Form einer „Ich-AG“, unterstützt von Minijobbern. Die Preise könnten auf dem Niveau von Straßencafés liegen, deren Ambiente die neuen Trinkhallen nachahmen.

Auch wenn die Trinkhallen im öffentlichen Raum stehen und prinzipiell für jeden zugänglich sind, entwickelt sich an ihr eine Atmosphäre des Privaten, v.a. wenn sich Gäste und Pächter seit langer Zeit kennen. Menschen fühlen sich mit „ihrer“ Trinkhalle verbunden, oft ist sie der einzige Ort, an dem sie Kommunikation finden.

Mit dem Kauf und dem Verzehr eines Getränks erwirbt man das „Aufenthaltsrecht“ an einer Trinkhalle, inbegriffen ist das Anrecht auf Kommunikation, mit dem Wirt oder den Gästen. Ist ein Gast nicht erwünscht, wird er von anderen Gästen und den Wirten geduldet, ohne ihn in die Kommunikation einzubeziehen oder sogar von der Trinkhalle verwiesen.

Für einige Gäste wird die Trinkhalle zur ihrer persönlichen Bühne. Sie erzählen Geschichten, deren Wahrheitsgehalt zweifelhaft erscheint, was jedoch hingenommen wird.

⁹⁵ Das Maincafé und das Café im Güntersburgpark sind ähnlich konzipiert, jedoch nicht als Kiosk ausgewiesen.

Die Wirte sind formal verantwortlich, wenn es durch ihre Trinkhalle wiederholt zu Störungen kommt. Mit dem ihnen gegebenen Hausrecht können sie mitentscheiden, wer sich in unmittelbarer Nähe der Trinkhalle aufhalten darf und beurteilen somit stellvertretend für Behörden, wie ordentliches Benehmen auszusehen hat. Wohnsitzlose und laut Streitende sind bei den befragten Betreibern unerwünscht, einige erhalten Hausverbot.

Gegenüber den Eigentümern der Trinkhallen, den Brauereien haben viele Wirte Abnahmeverpflichtungen von bestimmten Produkten (i.d.R. nur Bier) und zu festgelegten Preisen. Sie müssen also gleichzeitig darauf achten, genügend Bier zu verkaufen, aber gleichzeitig so wenig, dass sich niemand alkoholisiert an der Trinkhalle aufhält bzw. störend auffällt.

Frauen kann man an Trinkhallen nur sehr selten und meist nur in Begleitung ihrer Partner sehen. Es scheint nach wie vor ein Tabu zu sein, als Frau trinkend an einer Trinkhalle zu stehen und gesehen zu werden. Trinkhallengäste werden von vielen Menschen vorurteilsbehaftet und oft fälschlicherweise mit Alkoholikern gleichgesetzt. Wenn der Autor von seinem Studienvorhaben erzählte, gingen die Gesprächspartner mehrheitlich davon aus, dass sich die Arbeit um das Thema Alkohol und Sucht drehe. Andere sagten dem Autor selbst Alkoholprobleme nach, mit dem Argument, man würde ihn doch regelmäßig vor Trinkhallen stehen sehen.

Im Verlauf der Arbeit konnten nur wenige Fälle ausgemacht werden, in denen sich die Sozialarbeit einen Kiosk zu Nutze macht: In einer psychiatrischen Klinik in Niederrad hat 1996 das „Wunderstübchen“ eröffnet. Der Kiosk versorgt Mitarbeiter, Patienten, Studenten und Gäste der Klinik mit Zeitungen, Süßwaren, den Dingen des täglichen Lebens. Hinter dem Tresen arbeiten psychisch kranke Menschen. Sie sollen lernen, sich wieder an einen Arbeitsalltag zu gewöhnen. Die am Kiosk arbeitenden betrachten die Zeit hinter dem Tresen als willkommene Abwechslung zum Klinikalltag. Die Idee kam von einem Patienten der Klinik. Zusammen mit anderen Patienten, einem Pfarrer und einem Sozialpädagogen wurde das Projekt ins Leben gerufen (vgl. FR 25.1.1996).

Ein ähnlicher Fall kann von einem Kiosk in einem Frankfurter Vorort berichtet werden. Die Familie einer psychisch kranken Frau erwarb einen zum Verkauf stehenden Kiosk. Die Frau, die auf dem freien Arbeitsmarkt keine Chance auf eine Beschäftigung hatte, fand hier über einen längeren Zeitpunkt eine Arbeit, die sie ernährte und eigenständig beschäftigte, bis ihre Krankheit ein Weiterbetreiben des Kiosks unmöglich machte. Heute wird die Frau betreut.⁹⁶

Anders verhält es sich bei der aufsuchenden Sozialarbeit von Mitarbeitern des Offenbacher Sozialdienstes, die sich um Wohnungslose kümmern. An bestimmten Trinkhallen treffen die ihre Klienten, um mit ihnen über ihre Probleme zu reden, sie zu beraten und ihnen Hilfe

⁹⁶ Dieser Fall wurde dem Autor von einem Mitgliedern der betreffenden Familie geschildert.

anzubieten. Dabei steht im besonderen die Gesundheitssorge von Wohnungslosen im Mittelpunkt (vgl. FR 26.5.1998).

Verschiedene Mitarbeiter von Sozialrathäusern und Kirchengemeinden, die für weitere Experteninterviews vorgesehen waren, konnten zu den Trinkhalle in ihren Vierteln – zu denen auch die ausgewählten Trinkhallen gehören – nichts oder nur sehr wenig sagen. Hintergrund könnte sein, dass sich zumindest an den beobachteten Trinkhallen nur sehr wenig Menschen aufhalten, die auch ansonsten gesellschaftlich weitgehend ausgegrenzt sind. Was den Ort der Trinkhalle betrifft, ist dieser Gästegruppe – so der Eindruck des Autors – mit ein wenig Kommunikation vielleicht dann auch mehr geholfen, als mit Hilfsangeboten von Sozialarbeitern.

Obwohl finanziell Benachteiligte als Trinkhallengäste i.d.R. mehr Toleranz erfahren als etwa in Kneipen oder Restaurants, wird untersten Schichten, die von Pächtern „Penner“ genannt werden, auch an zwei der beobachteten Trinkhalle der Zutritt verwehrt.

Für die Gäste von Trinkhallen gilt, dass diese Orte der Toleranz und Akzeptanz darstellen, eine Wahrnehmung, die durch die Anwesenheit von Sozialarbeitern, deren Gegenwart sich auf die Atmosphäre des kleinen Raums auswirken würde, zerstört werden könnte. Ohne Zweifel stellen alle drei Trinkhalle einen von Sennett geforderten Raum der Kommunikation dar. Menschen reden miteinander, lernen sich kennen. Die Schwelle zur Kontaktaufnahme mit anderen Stehgästen und Betreibern war im Verlauf der Beobachtung meist niedrig. Eine „Bedrohung des Fremden“, vorstellbar etwa auch als offener Rassismus, konnte an Trinkhallen, an denen i.d.R. viele Migranten verkehren, nicht beobachtet werden. Statt dessen scheint die Trinkhalle als Ort der Kommunikation und des Lebens dort, wo Sennett diese Bedrohung ausmacht, „[u]nter Menschen, die nach neuen Mustern in großer Zahl um Plätze angesiedelt wurden“, dem Fremden entgegenzuwirken (vgl. Kapitel 7.1.).

So lässt sich für die Zukunft hoffen, dass die Trinkhallen, trotz ihrer offensichtlichen Mängel, zu einem großen Teil so bleiben wie sie sind.

„Und wenn die Trinkhalle am Mittwoch zu hat, gehen wir zu mir in den Keller oder in den Garten, je nach Wetter“ (Emil/11).

Da kriehst de doch die Dür net zu
vorbei isses mit maaner Ruh'
da hat doch aaner was am Sträußje
un kämpft gege unser Wasserhäusje

Wo soll dann dann, so'n klaane Hops
sei Knolle kaafe un sei Drops
wo kriecht mer sonntags Wunnerdütte
wenn net an unsrer Wasserhütte

Wo kriecht de Vadder abends um acht
En schnelle Schlaftrunk fer die Nacht
von dem die Alt nix wisse dut
sonst kriecht er ja ei auf de Hut

Wo krieje Muttis, die gern nasche
noch Kognakböhncher fer ihr Dasche
die haamlich mer genieße dut
dann schmecke se nochemical so gut

Wo geht mer hin am Abend spät
wann mer gern noch ei paffe dat
was soll de schönste Audomat
wann mer halt grad' kaa Kleigeld hat

„En neues Stadtbild“ sei es wert
des mer die Büdcher uns zerstört
uff dieses Immitsch, sollt ihr wisse
g'hört maaner Meinung nach ge ... piffe

In Frankfort hat se Tradition
de Vadder kennt's un aach de Sohn
macht solsche schläächte Spaß net mit
un kämpft fer unser Wasserhütt'!

Wolfgang C. A. Lis, Loblied aufs Wasserhäusje (FR 23.9.1986)

Abkürzungsverzeichnis

DB	Deutsche Bahn
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FN	Frankfurter Nachrichten
FNP	Frankfurter Neue Presse
FR	Frankfurter Rundschau
HR	Hessischer Rundfunk
OB	Oberbürgermeister
OBR	Ortsbeirat
StVV	Stadtverordnetenversammlung

9. Literatur

Bücher und Aufsätze

- Anders, Gerd (1998) Stadt der Öffentlichkeit, Haag und Herchen, Frankfurt am Main
- Augé, Marc (1994) Orte und Nicht-Orte Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Fischer Verlag, Frankfurt am Main
- Augé, Marc (2000) Orte und Nicht-Orte in der Stadt in Helmut Bott u.a. (Hg.) Stadt und Kommunikation im digitalen Zeitalter, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 177-188
- Bittner, Regina (1998) Raum ohne Eigenschaft in: Walter Prigge (Hg.) Peripherie ist überall, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 364-371
- Regina Bittner (Hg.) Die Stadt als Event, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2001
- Bittner, Regina (2001) Die Stadt als Event in: Regina Bittner (Hg.) Die Stadt als Event, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 14-29
- Borst, Renate u.a. (Hg.) Das neue Gesicht der Städte. Theoretische Ansätze und empirische Befunde aus der internationalen Debatte (Stadtforschung aktuell; Bd. 29), Birkhäuser Verlag, Basel/Boston/Berlin 1990
- Bott, Dieter u.a. (Hg.) Ball & Birne, VSA, Hamburg 1998
- Bott, Helmut u.a. (Hg.) Stadt und Kommunikation im digitalen Zeitalter, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2000
- Bourdieu, Pierre (1982) Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Bourdieu, Pierre (1991) Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum in: Martin Wentz (Hg.), Stadt-Räume (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 2), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 25-31
- Chlada, Marvin (1998) Die Gesellschaft und das runde Leder in: Dieter Bott u.a. (Hg.) Ball & Birne, VSA, Hamburg, S. 25-62
- Conert, Hansgeorg (1998) Vom Handelkapital zur Globalisierung, Westfälisches Dampfboot, Münster
- Cuadra, Manuel (1992) In der amerikanischen Tradition der Moderne: Investoren und Architektur in: Martin Wentz (Hg.) Planungskulturen (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 3), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 212-220
- Demirovic, Alex (1994) Kultur für alle - Kultur durch alle in: Peter Noller u.a. (Hg.) Stadt-Welt: über die Globalisierung städtischer Milieus (Zukunft des Städtischen; Bd. 6), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 54-62
- Demski, Eva (1988) Wo merr aan hinne die Bind giesst in: Geo Special 5/1988, 5.10.1988, S. 66-67
- Ditz, Hans-Joachim (2004) »Gott hat unter uns sein Zelt gebaut«, Nichtsesshaftigkeit aus theologischer Sicht, <http://www.wohnungslos-in-berlin.de/texte/ditz.htm> (abgerufen am 11. April 2004)
- Dröge, Franz / Krämer-Badoni, Thomas (1987) Die Kneipe - Zur Soziologie einer Kulturform, Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Eckel, Eva Maria (1998) Individuum und Stadt-Raum : Öffentliches Verhalten im Wandel, Deutscher Universitäts-Verlag, Wiesbaden
- Egger, Rudolf (2000) „Leitfaden“, Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Erziehungswissenschaften, <http://www-gewi.kfunigraz.ac.at/edu/erwachsenenbildung/mitarb/egger/Bio2000.DOC> (abgerufen am 15. Januar 2004)

- Engels, Friedrich (1972) Die Lage der arbeitenden Klasse in England, Dietz Verlag, Berlin
- Esser, Josef/Hirsch, Joachim (1987) Stadtsoziologie und Gesellschaftstheorie in: Walter Prigge (Hg.), Die Materialität des Städtischen (Stadtforschung aktuell; Bd. 17), Birkhäuser Verlag, Basel/Boston, S. 31-56
- Feldtkeller, Andreas (1994) Die zweckentfremdete Stadt, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York
- von Freyberg, Thomas u.a. (Hg.) Sozialraumanalyse als Lernprozess. Beiträge zur qualitativen Segregationsanalyse, Fachhochschulverlag, Frankfurt am Main 1999
- von Freyberg, Thomas (1999) Sozialraumanalyse als Lernprozess in: Thomas von Freyberg u.a. (Hg.) Sozialraumanalyse als Lernprozess. Beiträge zur qualitativen Segregationsanalyse, Fachhochschulverlag, Frankfurt am Main, S. 52-103
- Girtler, Roland (1980) Vagabunden in der Großstadt, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart
- Goffman, Erving (1971) Verhalten in sozialen Situationen – Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum, Bertelsmann- Fachverlag, Gütersloh
- Greverus, Ina Maria (1987) Kultur und Alltagswelt, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main, Bd. 26
- Häußermann, Hartmut (1996) Stadtentwicklung im Labor: Berlin-Mitte in: Martin Wentz (Hg.) Stadt-Entwicklung (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 9), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 76-89
- Häußermann, Hartmut (1998) „Amerikanisierung“ der deutschen Städte - Divergenz und Konvergenz in: Walter Prigge (Hg.) Peripherie ist überall, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 76-83
- Harvey, David (1991) Geld, Zeit, Raum und die Stadt in: Martin Wentz (Hg.) Stadt-Räume (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 2), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 149-168
- Heinz, Werner (1992) Public Private Partnership in: Martin Wentz (Hg.) Planungskulturen (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 3) Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 43-50
- Heinze, Thomas (2001) Qualitative Sozialforschung: Einführung, Methodologie und Forschungspraxis, Oldenbourg, München
- Henning, Dietmar (2001), Die Grünen und die Atomindustrie, World Socialist Web Side, 21.6.2001, www.wsws.org/de/2001/jun2001/grue-j09.shtml, abgerufen am 20.1.2004
- Herkommer, Sebastian (1991) Individualisierung und Klassenverhältnis in: Frank Deppe, Sabine Kebir u.a. (Hg.) Eckpunkte moderner Kapitalismuskritik, VSA, Hamburg
- Hirsch, Joachim / Roth, Roland (1986) Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus, VSA, Hamburg
- Hitz, Hansruedi u.a. (Hg.) Capitales Fatales: Urbanisierung und Politik in den Finanzmetropolen Frankfurt und Zürich, Rotpunktverlag, Zürich 1995
- Hitz, Hansruedi / Schmid, Christian / Wolff, Richard (1995) Zur Dialektik der Metropole: Headquarter Economy und urbane Bewegungen in: Hansruedi Hitz u.a. (Hg.) Capitales Fatales: Urbanisierung und Politik in den Finanzmetropolen Frankfurt und Zürich, Rotpunktverlag, Zürich, S. 137-159
- Hoffmann-Axthelm, Dieter (1994) Nischen, Spielräume und Provisorien in: „du“ - Zeitschrift für Kultur, „du“ Verlags AG, Zürich
- Hoffmann- Axthelm, Dieter (1996) Planung, Investment, Politik: Kassel in: Martin Wentz (Hg.) Stadt-Entwicklung (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 9), Campus-Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 48-62
- Hunscher, Martin (1992) Entwicklung durch Wohnungsbau in: Martin Wentz (Hg.) Planungskulturen (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 3), Campus-Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 190-203
- Ipsen, Detlev (1991) Über den Zeitgeist der Stadterneuerung in: Martin Wentz (Hg.) Stadtplanung in Frankfurt: Wohnen, Arbeiten, Verkehr (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 1) Campus-Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 199-209

- Keller, Carsten (1999) Armut in der Stadt. Zur Segregation benachteiligter Gruppen in Deutschland, Westdeutscher Verlag, Opladen/Wiesbaden
- Kipfler Stefan/Keil, Roger (1995) Urbanisierung und Technologie in der Periode des Globalen Kapitalismus in: Hansruedi Hitz u.a. (Hg.) Capitaes Fatales: Urbanisierung und Politik in den Finanzmetropolen Frankfurt und Zürich, Rotpunktverlag, Zürich, S. 61-89
- Kleinspehn, Thoms (1975) Der verdrängte Alltag: Henri Lefebvres marxistische Kritik des Alltagslebens, Focus Verlag, Gießen
- Krämer-Badoni, Thomas (1987) Postfordismus und Postmoderne. Ansätze zur Kritik eines kritischen Topos in: Walter Prigge (Hg.) Die Materialität des Städtischen (Stadtforschung aktuell; Bd. 17), Birkhäuserverlag, Basel/Boston, S. 167-175
- Krätke, Stefan (1991) Strukturwandel der Städte. Städtesystem und Grundstücksmarkt in der „post-fordistischen“ Ära, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York
- Krätke, Stefan/Wollmann, Hellmut (1995) Stadt - Raum - Ökonomie : Einführung in aktuelle Problemfelder der Stadtökonomie und Wirtschaftsgeographie (Stadtforschung aktuell; Bd. 53), Birkhäuserverlag, Basel/Boston/Berlin
- Läpple, Dieter (1991) Gesellschaftszentriertes Raumkonzept in: Martin Wentz (Hg.), Stadt-Räume (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 2), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 35-46
- Laermann, Klaus (1978) Kommunikation an der Theke. Über einige Kommunikationsformen in Kneipen und Bars in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20/1978, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 420-430
- Laermann, Klaus (1975) Alltags-Zeit. Bemerkungen über die unauffälligste Form sozialen Zwangs in: Kursbuch Nr. 41, September 1975, Rotbuch Verlag, Berlin, S. 87-105
- Lange, Bastian / Steets, Silke (2001) Cool Frankfurt? Verortungsstrategien von „New Entrepreneurs“ in: Regina Bittner (Hg.) Die Stadt als Event. Zur Konstruktion urbaner Lebensräume, Campus Verlag, Frankfurt am Main, S. 300-322
- Lauer, Heike (1988) Von „Neu-Marokko“ zur „Vorzeige-Siedlung par excellence“. Zur Sozialgeschichte der Siedlung Römerstadt in: Walter Prigge/Hans-Peter Schwarz (Hg.) Das neue Frankfurt: Städtebau und Architektur im Modernisierungsprozess, Vervuert Verlag, Frankfurt am Main, S. 19-40
- Lefebvre, Henri (1987) Kritik des Alltagslebens: Grundrisse einer Soziologie der Alltäglichkeit, ungek. Ausgabe, Fischer Verlag, Frankfurt am Main
- Lüdke, Hartmut (1994) Alltagstechnik im Kontext von Lebensstilen in: Peter Noller (Hg.) Stadt-Welt: Über die Globalisierung städtischer Milieus (Zukunft des Städtischen; Bd. 6), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 158-169
- Mayer, Margit (1990) Lokale Politik in der unternehmerischen Stadt in: Renate Borst u.a. (Hg.) Das neue Gesicht der Städte. Theoretische Ansätze und empirische Befunde aus der internationalen Debatte (Stadtforschung aktuell; Bd. 29), Birkhäuser Verlag, Basel/Boston/Berlin, S. 190-208
- Mayer, Margit (1995) Stadtpolitik im Umbruch in: Hansruedi Hitz u.a. (Hg.) Capitaes Fatales: Urbanisierung und Politik in den Finanzmetropolen Frankfurt und Zürich, Rotpunktverlag, Zürich, S. 123-136
- Mayer, Margit (1996) Lokale Politik in: Martin Wentz (Hg.), Stadt-Entwicklung (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 9), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 209-216
- Mitscherlich, Alexander (1969) Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Müller, Sebastian (1996) Raum-Zeit-Maschinen der Metropolen: Airportcities in Lyon, Barcelona, Madrid in: Martin Wentz (Hg.) Stadt-Entwicklung (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 9), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 122-130
- Naumann, Elisabeth (2003) Kiosk - Entdeckungen an einem alltäglichen Ort - Vom Lustpavillon zum kleinen Konsumtempel, Jonasverlag, Marburg

- Neeb, Ursula (1993) Menschen am Wasserhäuschen – oder „Ich steh dazu, dass ich hier steh“ – Erlebter Trinkhallen-Alltag in Frankfurt am Main, Magisterarbeit im Fach Kulturanthropologie der Johann Wolfgang Goethe Universität (unveröffentlichtes Manuskript)
- Noller, Peter u.a. (Hg.) Stadt-Welt: über die Globalisierung städtischer Milieus (Zukunft des Städtischen; Bd. 6), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 1994
- Noller, Peter (1995) Die neue Dienstleistungsstadt: Berufsmilieus in Frankfurt am Main, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York
- Pfotenhauer, Erhard (1988) „Frankfurt entscheidet mit!“ Planung und Protest im Aufbruch der siebziger Jahre in: Walter Prigge/Hans-Peter Schwarz (Hg.) Das neue Frankfurt. Städtebau und Architektur im Modernisierungsprozess, Vervuert Verlag, Frankfurt am Main, S. 145-164
- Prigge, Walter (Hg.), Die Materialität des Städtischen (Stadtforschung aktuell; Bd. 17), Birkhäuser Verlag, Basel/Boston 1987
- Prigge, Walter/Schwarz, Hans-Peter (Hg.) Das neue Frankfurt. Städtebau und Architektur im Modernisierungsprozess, Vervuert Verlag, Frankfurt am Main 1988
- Prigge, Walter (1988) Mytos Metropole. Von Landmann zu Wallmann in: Walter Prigge/Hans-Peter Schwarz (Hg.) Das neue Frankfurt. Städtebau und Architektur im Modernisierungsprozess, Vervuert Verlag, Frankfurt am Main, S. 209-240
- Prigge, Walter (1991) Die Revolution der Städte Lesen in: Martin Wentz (Hg.) Stadt-Räume (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 2), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 99-112
- Prigge, Walter (1995) Urbi et orbi - zur Epistemologie des Städtischen in: Hansruedi Hitz u.a. (Hg.) Capitales Fatales: Urbanisierung und Politik in den Finanzmetropolen Frankfurt und Zürich, Rotpunktverlag, Zürich, S. 176-187
- Prigge, Walter (1996) Reflexive Urbanität in: Martin Wentz (Hg.) Stadt-Entwicklung (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 9), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 193-200
- Prigge, Walter (Hg.) Peripherie ist überall, Campus Verlag, Frankfurt am Main New York 1998
- Prigge, Walter (1998) Vier Fragen zur Auflösung der Städte in: Walter Prigge (Hg.) Peripherie ist überall, Campus-Verlag, Frankfurt am Main New York, S. 6-12
- Rivelli, Marco (1997) Vom „Fordismus“ zum „Toyotismus“, Das kapitalistische Wirtschafts- und Sozialmodell im Übergang, Supplement der Zeitschrift Sozialismus Heft 4/97, Hamburg (VSA)
- Ronneberger, Klaus (1990) Metropolitane Urbanität in: Heinz Schilling (Hg.) Urbane Zeiten, Institut für Kulturanthropologie und Ethnologie der Universität Frankfurt am Main, Bd. 34, S. 15-44
- Ronneberger, Klaus/Keil, Roger (1995) Ausser Atem - Frankfurt nach der Postmoderne in: Hansruedi Hitz u.a. (Hg.) Capitales Fatales: Urbanisierung und Politik in den Finanzmetropolen Frankfurt und Zürich, Rotpunktverlag, Zürich, S. 284-353
- Ronneberger, Klaus/Schmid, Christian (1995) Globalisierung und Metropolenpolitik: Überlegungen zum Urbanisierungsprozess der neunziger Jahre in: Hansruedi Hitz u.a. (Hg.) Capitales Fatales: Urbanisierung und Politik in den Finanzmetropolen Frankfurt und Zürich, Rotpunktverlag, Zürich, S. 354-378
- Ronneberger, Klaus (1998) Post-Suburbia: Periphere Landschaften der Rhein-Main-Region in: Walter Prigge (Hg.) Peripherie ist überall, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 194-206
- Schilling, Heinz (Hg.) Urbane Zeiten: Lebensstilentwürfe und Kulturwandel in einer Stadtregion, Institut für Kulturanthropologie und Ethnologie der Universität Frankfurt am Main, Bd. 34, 1990
- Schmitt, Reinhold (1992) Die Schwellensteher. Sprachliche Präsenz und sozialer Austausch an einem Kiosk, Narr Verlag, Tübingen
- Schmoll, Fritz (1990) Schneller Wohnen in: Renate Borst u.a. (Hg.) Das neue Gesicht der Städte. Theoretische Ansätze und empirische Befunde aus der internationalen Debatte (Stadtforschung aktuell; Bd. 29), Birkhäuser Verlag, Basel/Boston/Berlin, S. 286-316

- Schneider, Konrad (2000) Von der künstlichen Mineralwasseranstalt zum Wasserhäuschen – Aus der Geschichte der Frankfurter Getränkeindustrie in: Hessische Heimat, Zeitschrift für Kunst, Kultur und Denkmalpflege, 50. Jahrgang, Heft 1/2000, S.12-21
- Schulze, Gerhard (1994) Milieu und Raum in: Peter Noller u.a. (Hg.) Stadt-welt: über die Globalisierung städtischer Milieus (Die Zukunft des Städtischen;Bd. 6), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 40-53
- Sennett, Richard (1983) Verfall und Ende des öffentlichen Lebens - Tyrannei der Intimität Fischer, Frankfurt am Main
- Stadtteil-Sozialatlas (1988) Ergebnisse für die Gesamtstadt, Dezernent für soziales, Jugend und Wohnungswesen (Hg.) Frankfurt am Main
- Statistisches Jahrbuch Frankfurt am Main, Stadtistisches Amt und Wahlamt der Stadt Frankfurt am Main (Hg.) Frankfurt am Main, 1950ff
- Tanner, Jakob (1999) Fordismus in: Wolfgang Fritz Haug (Hg.) Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus (Bd. 4), Argument Verlag, Hamburg 1999, S. 580-588
- Welz, Gisela (1991) Fallstudie zur Schnellimbisskultur im Gallus: Postindustrielle Formen des Ernährungsverhaltens in: Der industrialisierte Mensch, 28. Deutscher Volkskundekongreß 199, Hagen
- Welz, Gisela (1992) Das Gallus. Deindustrialisierung und Tertiarisierung eines Frankfurter Stadtteils in: Multikultur Journal-1992
- Wentz, Martin (Hg.) Stadtplanung in Frankfurt: Wohnen, Arbeiten, Verkehr (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 1) Campus-Verlag, Frankfurt am Main/New York 1991
- Wentz, Martin (Hg.) Stadt-Räume (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 2), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 1991
- Wentz, Martin (Hg.) Planungskulturen (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 3), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 1992
- Wentz, Martin (1992) Sozialer Wandel und Planungskultur in: Martin Wentz (Hg.) Planungskulturen (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 3), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York, S. 10-21
- Wentz, Martin (Hg.) Stadt-Entwicklung (Die Zukunft des Städtischen; Bd. 9), Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 1996
- Wettengel, Kurt (2002) Das Wasserhäuschen. Geschichte und soziale Funktion in: Kurt Wettengel und „auswärts Kunstraum e.V.“, Katalog zur Ausstellung „Wasserhäuschen“, Frankfurt am Main, 19.4.-12.5.2002

Zeitungen und Zeitschriften

Bild Frankfurt

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Frankfurter Nachrichten

Frankfurter Neue Presse

Frankfurter Rundschau

Internet

<http://www.net-lexikon.de/Betriebszusammenschluss.html>, abgerufen am 25. April 2004

Fernsehbeiträge

Hessen 3, „Ein Bier im Stehen“, 10.3.1993

Hessen 3, „Bilderbogen aus Hessen“ 7.8.1995

Dokumente

Niederschriften und Protokolle von Ortsbeiratsitzungen. Bis 31.12 1992 sind diese Protokolle beim Institut für Stadtgeschichte archiviert. Seit 1.1.1993 können Ortsbeiratsitzungen im Wortlaut unter <http://www.stvv.frankfurt.de/parlis2000/parlis.htm> abgerufen werden

Anhang

Die nachfolgend wiedergegebenen Experteninterviews (nachf. Interviews) haben einen ausschließlich qualitativen Charakter. Sie wurden nur im Falle des Einverständnisses des Interviewpartners auf Tonband aufgezeichnet, diese sind dementsprechend gekennzeichnet. Sie wurden soweit möglich im Wortlaut, ansonsten im Kondensat transkribiert.

Die Interviews wurden zu Beginn offen gehalten, die Befragten sollten sich zu Trinkhallen im Allgemeinen und zu ihrer Trinkhalle im Besonderen äußern. So konnten die Interviewpartner das Gespräch mit gestalten. Nur im Ausnahmefall wurden ein bis zwei Stichworte vorgegeben, mit der Bitte, sich zu diesen zu äußern. Am Ende der Interviews wurden den Interviewten gezielte Detailfragen gestellt, die sich an einem losen, nicht standardisierten Leitfaden orientierten. Die befragten Personen bevorzugten es, mit dem Autor im Dialog zu bleiben, statt sich „ausfragen“ zu lassen.

Nachfragen des Autors wurden in Anlehnung an Egger offen gehalten. In der Regel wurde ein Befragter gebeten, seine Aussagen zu vertiefen, während auf Fragen nach Gründen („Warum-Fragen“) verzichtet wurde (vgl. Egger 2004:18). Die Interviews trugen oft den Charakter von Expertengesprächen bzw. Diskussionen.

Neben der Trinkhallenpächter der drei beobachteten Trinkhallen wurden vier Gäste von diesen Trinkhallen befragt, die gezielt ausgewählt wurden. Die Namen der Gäste und der Betreiber wurden, z.T. auf Wunsch, kodiert.

Außerdem konnten Kenner des Stadtteils Bockenheim, wie ein Kirchenangestellter oder Lokalpolitiker, ein leitender Angestellter des Ordnungsamts und ein Trinkhallenexperte für Interviews gewonnen werden.

Interview 1, Hubert M. Gloss

Hubert M. Gloss ist langjähriger Pressefotograf. Seit 1992 stellt er Fotografien von Trinkhallen aus. Für die Frankfurter Neue Presse schrieb er 1992/1993 in Zusammenarbeit mit Wendelin Le-weke eine mehrteilige Artikelserie zu Frankfurter Trinkhallen. Er ist bekennender Wasserhäuschengänger und -kenner. Das Interview mit Gloss wurde am 11.1.04 geführt und auf Tonband mitgeschnitten.

Gloss verbindet positive Kindheitserinnerungen mit dem Wasserhäuschen. Er erinnert sich an Sammelbildchen, Comics, Süßigkeiten, Lakritz, bunte Bildchen. Er war leidenschaftlicher Sammler von bunten Bildchen. Das Wasserhäuschen sei für ihn als Kind mehr als nur Verkaufsstation gewesen, es war ein Bezugspunkt.

„Mir gefallen nicht diese entmenschlichten eiskalten Fassaden, die neomodernen Bauten, die sich überall breitmachen in der Stadt. Frankfurt ist eigentlich eine tote Stadt und lebendige Punkte, wo man auch Hilfe erfährt, sind diese Trinkhallen, [ich] habe selber schon erlebt, dass Leute nicht weiter wussten und die bekamen dann

Auskunft bzw. Hilfe. Diese Freundlichkeit und Herzlichkeit ist ... begründet im Pächter, es liegt daran, wie der Pächter das Kiosk führt, nicht jedes Kiosk hat das.

Am Fliederweg, [da] ist jemand, der kennt mich seit langem. Wenn ich da komme, dann bin ich willkommen. Man kommt mit den Leuten nur ins Gespräch, wenn man einen mittrinkt.“

In den westlichen Stadtteilen, wie in Höchst habe Gloss deutliche Ausländerfeindlichkeit kennen gelernt, „bis hin zu einem Kiosk, der offen für die Republikaner Werbung gemacht hat.“ Im Westen Frankfurts habe das Publikum „eine ganz andere Struktur, grade in der Ahornstraße, da hat jemand seinen Urin einfach runter laufen lassen, nicht die feinste Art ... Wenn ich mit dem Fahrrad komme, habe ich natürliche eine anderes Entree, als wenn ich mit dem BMW vorfahren [würde]. [Ich] habe viele Lebensbiografien erzählt bekommen.

...

In Frankfurt haben Wasserhäuschen eine lange Tradition, gerade damals, als es noch nicht die langen Ladenöffnungszeiten gab, ... konnte man sich immer mit Notwendigem versorgen. Diese Versorgungsfunktion war ja auch nach dem Krieg, als Frankfurt in Schutt und Asche gebombt worden ist, ein wichtiges Thema. Die Firma Jöst hat das erkannt und eine ganze logistische Produktionskette aufgebaut.“ Sie verkauften alles, was man zum Leben brauchte, sogar Brennstoff konnte man am Kiosk kaufen, die damals Bretterbuden waren.

„In Fechenheim steht eins aus den 30er Jahren. Viele stehen an Fabrikeingängen, der Arbeiter hat ein Bedürfnis, seinen Durst zu löschen, das ist auch in den Gerichtsakten vermerkt ... Es ist nicht nur Abfüllstation für Sozialhilfeempfänger, dieser Nimbus, diese Schwelle lastet heute noch diesen Kiosken an, das ist so der Abschaum. Ich bin bekennender Steber, ich unterhalte mich gerne mit den Leuten dort, ohne mir die Dröhnung zu geben. Diese Bänker und Moralapostel, die ziehen sich die Linie (Kokain, d.A), da finde ich es besser, offen damit umzugehen. Dass hier in Frankfurt ein offener Drogenkonsum stattfindet, eine offene Fixerszene, als auch eine offene Schluckerszene, ist gut. Einige Alkoholiker, also auch Intellektuelle, die schämen sich, gesehen zu werden, die haben da meistens so ein Hinterkabuff, so eine Minikneipe, z.B. am Dornbusch die Doris.

...

Mich interessieren die Kioske, die freistehen, die haben auch so eine Leuchtturmfunktion, die sind so eine Trutzburg gegen die Architektur von Banken. Die Frau Schmodtsien hat das Kiosk mit der Hilfe von der SPD gebaut. Für mich findet die Menschlichkeit in den Kiosken statt, nicht in den Banken.

...

Freiheit am Kiosk, ... die Leute nehmen Kälte, Nässe in Kauf, haben ihr verlängertes Wohnzimmer und das Ordnungsamt tut alles Mögliche, um den Aufenthalt, so unangenehm wie möglich zu gestalten: [Ein] Windfang wird torpediert, Kontrolleure kommen kurz nach Schluss, um eine Flasche Kognak zu kaufen, das ist ziemlich link.

...

Für mich sind diese Kioskbetreiber auch kleine Einzelhändler, so kleine Tante Emma Läden, die haben es zur Zeit sehr schwer gegen die Ketten, gegen die Global-players, gegen die Tankstellen. Manche Kioske waren mal eine Goldgrube, in der Nähe von Schulen oder auch an Kreuzungen, heute ist das nicht mehr so.

Das Wasserhäuschen war immer eine Möglichkeit, den Hass abzulassen, am Schießhüttenplatz in Fechenheim haben die braven Bürger eins abgebrannt oder in Rödelheim, da sitzen im Sommer bis zu hundert Leute mit Bierdosen, schmeißen sie in die Nidda. Der Kiosk ist Schuld, obwohl er keine Bierdosen verkauft. Er taugt als Buhmann, der Kiosk ist Angriffspunkt der Bürgervereine. Auch in Bornheim gab es eine Trinkhalle, die wurde auf Betreiben von Elternbeiräten abgerissen, weil dort am Kiosk angeblich mit Drogen gehandelt worden ist. Es ist nicht gerechtfertigt, dass die Kioske diese Buhmannfunktion erfüllen und vom Ordnungsamt schikaniert werden.

Da gibt's eine Gegenbewegung, das Amt für Wissenschaft und Kunst hat mich damals mit meinem Wasserhäuschenprojekt unterstützt, mit kleinem Geld. Die Aritothek (ein öffentlicher Kunstverleih, d.A.) hat Bilder [vom Wasserhäuschen] von mir gekauft und sie als Kunst geadelt. Das Stadtarchiv kaufte Bilder. Trinkhallen haben [wenige] Bilder gekauft, ... Privatleute kaum. [Das] Phänomen Kiosk gibt's überall, wo Industriezentren sind.“ In Kassel gibt es einen Kiosk, der sich zu einer Galerie verwandelt hat. „In Griechenland haben die Kioske auch ihre Funktion, die ernähren eine ganze Familie.“ Es sei kein Wunder, dass Griechen und Türken viele Kioske betreiben, denn bei dieser Arbeit müsse die ganze Familie mit an packen. „Die deutsche Familienstruktur ist Grund, dass sie kaum noch Kioske betreiben wollen. Es ist ein harter Fulltimejob.“ In Rödelheim habe sich ein Besitzer eines Zeitungskiosk sogar in seinem Kiosk aufgehängt. „Andere haben sich bald zu Tode gesoffen, es gibt krasse Beispiele, was aus Kioskpächtern wird. Im Familienverband werden sie gestützt, gehalten, als Einzelkämpfer [geht man] kaputt.

...
Ein echter alter Genosse, [ein] SPDler aus Höchst, kam zu mir und sagte: «Mach doch mal eine Ausstellung daraus für unsern AWO-Treff in Nied.» So kam es zur Fotoausstellung in einem kleinen Raum und auf einen Schlag waren da 50 Leute drin, es war von Anfang an ein Riesenerfolg, der Brauereidirektor von Binding fand es auch ganz toll, der hat mich unterstützt. Ich war auch bei «City- Hauptsache Kultur» [beim] Hessischen Rundfunk, die Wasserhäuschen als Kulturgut ... Ich habe sogar von der Stadt die Erlaubnis bekommen, auf den Postkarten das Stadtwappen abzubilden. [Das] Zitat vom Rechtsamt: weil ich den Ruf der Stadt Frankfurt mit meiner Wasserhäuschenserie gemehrt habe ... Binding hat die Sache damals nicht gepflegt.“

Zur Zeit plane auch Wettengel vom Historischen Museum ein Buch zu Wasserhäuschen. „Es ist Menschlichkeit in einer brutalen Großstadt, wenn das verschwindet, fehlt was, wenn das Ding weg ist, ist es eine tote Straße, die Belebung liebe ich an diesen Häuschen. Es macht dort einen Riesenspaß, es ist wie bei der Muppetshow oder Speakers corner, da geht die Post ab. Es hat auch mal eine 30jährige ihren Geburtstag am Wasserhäuschen gefeiert, da kamen Gäste aus der ganzen Welt, die fanden es alle klasse.“

...
Es ist mittlerweile ein Nostalgiethema geworden, die Leute haben erkannt, es verschwindet - also bekommt es Kultcharakter. Es gibt auch ein Klientel, was ich nicht so gerne dort habe, der Geruch von Obdachlosigkeit ist teilweise auch schon erkennbar, das ist ein offenes Geheimnis, aber es ist falsch, zu sagen, da gehen nur Obdachlose hin. Im Prinzip geht jeder zum Kiosk, jeder geht zum Wasserhäuschen. Dem haftet so eine Art Stigma an, «was, du bist im Wasserhäuschen», das ist so, als würdest du ins Bordell gehen, man möchte dort nicht gesehen werden. Aber es gibt doch so eine große Liebe der Frankfurter zu Wasserhäuschen.“

Als Gloss seine Fotografien in Altersheimen ausgestellt hatte, löste das bei den Rentner viele Gespräche über das Wasserhäuschen aus. „Es kommen Bilder, es kommen Geschichten aus der Vergangenheit ... Man darf jetzt die Sache nicht zu sehr verniedlichen. Es ist ein Stück weit gelebte Frankfurter Stadtteilkultur. Lukrative Kioske sind teilweise unter der Hand vergeben worden, an Leute, die einen guten Draht zur Stadt haben. Nicht alle [Trinkhallen] sind in Brauereihand, also ich meine vielleicht 20% sind brauereifrei, vor allem die in Häusern gehören zu Brauereien.“

An Trinkhallen sehe man viele „Alleinunterhalter, sie ist auch die Bühne des kleinen Mannes. Die haben alle ihre Stammkundschaft, sie halten das Kiosk am Leben. Ich hab so zehn Ausstellungen gehabt, demnächst wird eine in Rödelheim an einem sozialen Punkt (Frankfurter Verband, einem Behindertentreff, d.A.) sein. Ich bin bemüht, die Bilder nicht ins Museum, sondern zu den Bürgern zu bringen, in Altersheime, soziale Einrichtungen (Jugendladen, d.A.).“ Bei den Ausstellungen habe Gloss ein Gästebuch ausgelegt, in welchem Wünsche nach einem Wasserhäuschenbuch geäußert wurden. „Frankfurt ist nicht nur Goethe, Frankfurt ist auch Wasserhäuschen.“

Starts Bilder sind zu steril, zu ästhetisch. In meinem Leben [habe ich] viele künstlerische Projekte gemacht (z.B. über Punks, Bodypainting, d.A.). Kein Projekt hat mich so bekannt gemacht, wie das Wasserhäuschen, da wurde ich in den Adelsstand der Kunst gehoben, obwohl doch die anderen Themen scheinbar künstlerischer sind. Ich habe mich doch sehr gewundert, kein Projekt war so erfolgreich wie das Wasserhäuschen. Es wäre schön, wenn es in der Innenstadt wieder Kioske geben würde, aber das machen die nicht, weil die Angst haben, damit die Drogen- und Berberszene anzulocken. Ich fände es einen Gewinn ... Unter Wallmann gab es so eine Art Kioskverbot, es wurden keine neuen Konzessionen verteilt, während dem U-Bahnbau sind viele Kioske zugemacht worden. Es gab da eine große Kampagne gegen Peepshows und gegen Wasserhäuschen, das war eine Kampagne.

...
Die Leute [suchen] nach Bezugspunkten, im Zuge der Globalisierung wird jeder Stadt fast das gleiche ausdruckslose Gesicht aufgedrückt, an der Fußgängerzone gibt es überall die gleichen Läden und die Wasserhäuschen passen nicht in dieses Schema hinein, das ist was eigenes, das ist was gewachsenes. Das ist keimig, lebendig, nicht so steril, das ist ein Misthaufen auf dem was gedeiht. Der Schmutz, die Schmutzdecke ist populär geworden. Man hat gemerkt, unter der sauberen Fassade ist doppelt so viel Scheißdreck.

...
Ich denke, dass die Deutschen noch eine stärkere Verwurzelung haben. Teils leben sie seit Kriegsende in ihrem Stadtteil, sie haben einen anderen Anspruch an ihr Klientel als Türken oder Griechen, die erst seit kurzem da sind. Migranten verkaufen oft Produkte aus ihren Ländern. Bei Migranten ist das teilweise auch Migrantentreff, besonders bei jugoslawischen Kioskbetreibern ist das zu beobachten. Griechen und Türken betreiben das eher als schlichten Broterwerb. Für mich geht was verloren, wenn ein Deutscher weggeht, da ist wieder ein Kauz weg. Bei

Männern ist das immer so ein Kauz, z.B. der Holger Schmidt hat auch mal ein Zelt drauf gehabt, bei Frauen ist es die Mutti, Seelentröster, die nimmt alle in den Arm. Es ist aber auch die strenge Mutti, Einhalt gebieten und Wärme geben, was auch der Hauptpunkt eines Kiosk ist, Wärme geben in einer immer anonymen werdenden Singlestadt.

Der Preis ist auch ein Argument [an eine Trinkhalle zu geben]. Das sind keine Leute, die vom Fernseher verschimmeln. Alkoholismus der Vereinsamung ist das nicht, [jene] sterben dann einsam mit ihrem Alkohol in der Wohnung, dann lieber doch unter freiem Himmel stehen ... In der Gutleutstraße gabs eine Produktionsstätte nach dem Krieg im Gutleuthof, das war eine richtige Vertriebskette, die haben eine ganze Logistik aufgebaut, Limonadenproduktion gab es, eigene Laster, die Wein aus Frankreich importierten. Produktion und Vertrieb waren in einer Hand. Die Pächter waren nur ein verlängerter Arm der Firma Jöst. Jöst-Trinkhalle, das kennt auch jeder Frankfurter. Hier gab es Apfelsinen, lose Milch. Jöst hat flächendeckend seine Kioske gehabt. "Jöst besaß Rundbauten mit einer einheitliche Architektur, die von einem Architekten stammen ... Es gab Jöst-Cola und andere, Jöst-eigene Marken. „Bei dem Wort Klicker kriegen die Leute wässrige Augen. Für kleine Kinder hat sich nichts verändert, es gibt immer noch diese spitzen Tüten und das strahlende Lächeln, wenn die Tüten gefüllt werden.

Dieses Kiosk hier im Osten (Osthafen, d.A.) soll ein Nest des Widerstands gewesen sein, unter Beobachtung der Staatssicherheit. Der Kiosk ist ein Ort der Subversion, deshalb hat auch das Ordnungsamt immer einen Kieker drauf, hier werden auch Sachen unter dem Tisch verkauft, die eigentlich nicht verkauft werden dürfen. Anarchie am Kiosk, Nachrichtenbörse, hier wechseln Nachrichten und Waren.

Der wirtschaftliche Aspekt stand immer im Vordergrund bei der Konzessionsvergabe. Nach dem Krieg war es eine Versorgungsstation [für] Lebensmittel [und] Brennstoff. [Der] Kiosk ist nötig zur Versorgung von Grundbedürfnissen. Man trägt den Bedürfnissen der Bevölkerung Rechnung. Es sind divergierende Kräfte, man braucht ja Tabak und Zeitungen, [aber] die meisten leben von Alkoholika. An der Wittelsbacher Allee z.B., die haben viele ausländische Zeitungen. "

Gloss kenne nur noch sehr wenige Pächter, die wie die Betreiberin einer der beobachteten Trinkhallen seit 34 Jahren in ihrer Trinkhalle arbeiten. „Nach dem Krieg waren die Leute länger drin als heute. "

Interview 2, Günter Zenk

Günter Zenk ist seit über 20 Jahren Mitglied im Ortsbeirat 2 (zuständig für Bockenheim, Westend, Kuhwaldsiedlung, d.A.). Er selbst wohnte mehrere Jahre gegenüber einer der beobachteten Trinkhallen. Das Interview wurde am 21.2.2004 geführt und auf Tonband mit geschnitten.

"In den 1980er Jahren gab es mehrere tote Obdachlose auf Frankfurter Straßen. Trinkhallen und Obdachlosigkeit wurden möglicherweise von der Bevölkerung in einen Zusammenhang gebracht. Es gibt auch Obdachlose an Trinkhallen, einen Zusammenhang zwischen Trinkhalle und Obdachlosen zu ziehen, wäre jedoch falsch. ... Das Problem bei den Trinkhallen war die fehlende Toilette ... Ich bin früher LKW-Fahrer gewesen. In der Nähe des Werkstores meiner Firma gab es auch eine Trinkhalle, ich stand selber öfter so eine Stunde dort, das hat mir gereicht. Die erzählten Geschichten wurden bald langweilig, da sie immer um die selben Themen kreisten, das Unterhaltungsniveau war manchmal auch etwas bescheiden ... Es gab auch Probleme an dem Kiosk an der Falkstraße, irgendwelche Nachbarn hatten sich beschwert, wir konnten das jedoch intern klären, der Pächter hat einen Vorraum und eine Toilette gebaut. Ich hielt das auch für sinnvoll, einfach miteinander zu reden, bevor man die Polizei holt.

...

Das Publikum an der Trinkhalle in irgendeine Schublade zu stecken, ist Unsinn, da gibt es halt Leute, die wollen einfach mal ein Bier trinken, weil es preiswerter ist als in der Kneipe ... Ich kenne aus meiner Zeit im OBR nur einen Fall, in dem sich der OBR in Trinkhallenangelegenheiten eingemischt hat. Bei der drohenden Schließung der Trinkhalle an der Simon Bolivar Anlage im Westend hat sich der OBR für die Trinkhalle stark gemacht ... Die Trinkhalle in der Kiesstraße ist in der Nähe eines Männerwohnheims. Viele von ihnen gehen zu der Trinkhalle. Wir hatten Probleme, dass die Bevölkerung in unmittelbarer Nähe das Wohnheim akzeptiert. Wir konnten es jedoch durchsetzen. Mit der Trinkhalle gibt es keine Probleme. Die Wirtin passt da auf ... In

Bockenheim sind die Menschen aus meiner Erfahrung toleranter als in anderen Stadtteilen. Das liegt an den vielen Studenten, die hier wohnen und an der höheren Anzahl der Akademiker.

...

In Bockenheim haben kaum Trinkhallen in den letzten Jahren dichtgemacht, mir ist nur die in der Sophienstraße bekannt, aus Altersgründen, und die im ehemaligen AWG Wohngebiet. In Bockenheim haben in den letzten zehn Jahren sogar welche geöffnet (z.B. Falkstraße/Konrad Brosswitz Straße). (Zenk relativiert im Laufe des Gesprächs seine Aussage, wonach mehr neue Trinkhallen aufgemacht als geschlossen hätten, da ihm immer wieder Beispiele von Schließungen einfallen, d.A.).

...

Es spielt keine Rolle, ob Deutsche oder Migranten eine Trinkhalle betreiben, das Publikum ändert sich nicht. Zu den Migranten gehen auch Deutsche hin, die sich sonst eher negativ über Ausländer äußern. Trotzdem trinken sie beim Türken ihr Bier. Vor allem Deutsche gehen zu Trinkhallen ... Auch vor zwanzig Jahren waren die Gäste vor allem Ältere, Junge sieht man kaum.“

Zenk glaube nicht, dass die Zahl der Trinkhallen in naher Zukunft zurückgehen wird. Die steigende Arbeitslosigkeit würde eher zusätzlich Gäste für die Trinkhalle mit sich bringen.

„Die Kuhwaldsiedlung hat eher dörflichen Charakter. Sie ist etwas abgeschlossen von dem restlichen Stadtteil, alles ehemalige Post- und Bahnwohnungen ... Ja, die Zeitungen - sie recherchieren selten selbst nach und kennen so nicht immer die Hintergründe, im Zweifelsfalle stellen sich die Zeitungen auf die Seite der Mehrheit, so kommt es zu einer die Wahrheit verzerrenden Berichterstattung.

...

Als Wallmann an die Macht kam, wollte er Dienstleistungsunternehmen in die Stadt holen. Die Industriebetriebe galten als veraltet, er wollte den Tertiärisierungsprozess der Wirtschaft vorantreiben, es war gewollt, dass die Industriebetriebe die innerstädtischen Gebiete verlassen.“

Interview 3, Pater Bernhard

Pater Bernhard ist seit über 30 Jahren im Markus-Krankenhaus in Bockenheim als Seelsorger für die Patienten beschäftigt. Er wohnt in der Nähe des Krankenhauses. Das Interview wurde in Stichpunkten mitgeschrieben.

Pater Bernhard weiß, dass viele Patienten des Krankenhauses an die gegenüberliegende Trinkhalle gehen. Ihm ist aufgefallen, dass viele Trinkhallen gegenüber von Krankenhäusern stehen, was seiner Meinung nach von den Betreibern so gewollt sei. Er steht der Trinkhalle am Krankenhaus kritisch gegenüber. Auch glaubt er nicht, dass die Trinkhalle die Kommunikationsdefizite der Patienten besser ausgleichen könne als die hauseigene Cafeteria. Patienten gingen ausschließlich an die Trinkhalle, um Bier und Zigaretten zu kaufen, was den Gesundheitsprozess der Patienten verlangsamte.

Interview 4, Frau Zackel

Frau Zackel lebt seit kurz nach ihrer Geburt Anfang der 1930er Jahre in Bockenheim. Sie ist ehrenamtliche Mitarbeiterin im Freundeskreis Bockenheim. Der Freundeskreis Bockenheim führt kontinuierlich Fotoausstellungen und Spaziergänge zu Bockenheim durch. Das Interview wurde am 31.3. 2004 geführt und in Stichpunkten mitgeschrieben.

Frau Zackel erinnert sich, dass früher, als die Leute nicht so viel Geld hatten, viele Arbeiter wie ihr Großvater, der bei der Straßenbahn arbeitete, ausschließlich an der Trinkhalle ihr Bier getrunken haben. Damals gab es direkt am Straßenbahndepot an der Bockenheimer Warte eine Trinkhalle. Hier haben vor allem die Straßenbahner ihr Bier getrunken. An Trinkhallen hätten schon immer nur Männer gestanden.

Sie kann sich nicht erinnern, dass es im Industriekomplex von Bockenheim in der Nähe der Voltastraße viele Trinkhallen gab. Auch damals seien viele Kinder, so auch sie, an die Trinkhalle gegangen, um sich eine Lakritzschnecke zu kaufen.

Systematische Trinkhallenschließungen in der NS-Zeit sind ihr nicht bekannt, sie bestätigt jedoch, dass viele Trinkhallen von zuverlässigen Parteimitgliedern übernommen wurden. Einige der heute existierenden Trinkhallen im Bockenheimer Stadtgebiet stünden hier schon seit Ende des Zweiten Weltkriegs.

Interview 5, Dr. Kurt Wettengel

Prof. Dr. Wettengel ist leitender Angestellter des Frankfurter Stadtarchivs. Das Interview wurde am 17.12. 2003 geführt und in Stichpunkten mitgeschrieben.

Kurt Wettengel gehe aus privaten und beruflichen Interesse allen Neuigkeiten rund um das Thema Trinkhalle nach. Er sei jedoch kein Trinkhallengänger. Ihn interessiere v.a. die historische Entwicklung und Architektur der Trinkhallen und wie sie sich im Gesamtbild Stadt einfügen. Vor diesem Hintergrund beauftragte er im Jahr 2003 den Fotografen Martin Starl, Wasserhäuschen in Frankfurt für eine Ausstellung zu fotografieren.

Bei einem Lehrauftrag im kunsthistorischen Institut der Johann-Wolfgang-Goethe Universität im Jahr 2001/2002 organisierte er gemeinsam mit Studenten eine Ausstellung zu Frankfurter Wasserhäuschen in einer Frankfurter Galerie. Die Studenten hatten den Auftrag eine Ausstellung mit dem Thema „Wasserhäuschen“ zu organisieren.

Weitere wissenschaftliche Literatur zu Trinkhallen, sei ihm außer der Studie von Ursula Neeb und einer Untersuchung zu Trinkhallen im Rubrgebiet von Wolfgang Schneider, nicht bekannt. Außerdem habe sich Matthias Beltz in einem Buch künstlerisch mit Trinkhallen auseinandergesetzt.

Interview 6, Herr Schauer

Herr Schauer ist leitender Angestellter im Frankfurter Ordnungsamt. Im Ordnungsamt ist er für alle Fragen von Bürgern und Pächter zu Frankfurter Trinkhallen zuständig. Das Interview wurde in Stichpunkten mitgeschrieben.

Trinkhallen seien einfach gehaltene Ausschankstellen. Jede Trinkhalle werde im Schnitt alle eineinhalb Jahre vom Ordnungsamt kontrolliert. Stühle und Tische seien vom Ordnungsamt nicht geduldet. Bei Anbauten, die Gäste vor Wind und Regen schützt, werde dagegen ein Auge zugedrückt, besonders dann, wenn die Trinkhalle keine Probleme bereite. Das Ordnungsamt achte darauf, dass diese Anbauten im Laufe der Zeit nicht umfangreicher werden, „dem würde ein Riegel vorgeschoben.“

Die Beschwerden über Lärm an Trinkhallen nähmen tendenziell zu. Aus seiner Erfahrung könne er berichten, dass viele Nachbarn sehr empfindlich seien. Diesen Beschwerden müsse aber grundsätzlich nachgegangen werden. Schauer gibt zu, dass es einige Tante Emma Läden gäbe, die eine Konzession als Trinkhalle besitzen, um ihr Geschäft länger öffnen zu können, obwohl das Ordnungsamt dieses eigentlich nicht erlaube. Gebe es jedoch keine Klagen, werde das vom Ordnungsamt toleriert.

Auf Grund der aktuellen Gesetzeslage müssten Trinkhallen theoretisch nur innerhalb der allgemein gültigen Sperrzeit, zwischen fünf und sechs Uhr morgens, schließen. Schauer glaube, dass dieser Sachstand den wenigsten Pächtern bekannt ist.

Eine Toilette müssten nur Neubetriebe vorweisen, Altbetrieben könne sie zur Auflage werden, wenn sich Beschwerden über wildes Urinieren häuften. Für Neubetriebe gäbe es keinen Stichtag, da sich die Toilettenpflicht erst über mehrere Jahre angewandter Praxis von Gesetzen und Gerichtsentscheiden ergeben habe.

Die Betreiber der Trinkhallen:

Interview 7, Anna

Anna betreibt seit 34 Jahren die Trinkhalle in der Nordweststadt. Das Interview wurde an zwei verschiedenen Tagen (19.3. 2004, 4.4.2004) geführt und in Stichpunkten mitgeschrieben, da Anna eine Aufzeichnung ablehnte.

Erster Teil

Anna weiß nicht, was es über Trinkhallen im Allgemeinen oder über ihre im Besonderen zu berichten gäbe: „Sie sehen ja, was hier den ganzen Tag passiert. Hier passiert nicht viel.“ Wenn an der Trinkhalle getrunken werde, dann werde es auch mal etwas lauter. Die Moslems, „sie haben es ja gestern gesehen, die wollen immer Recht haben, die verstehen manches nicht. Der Farid (Nordafrikaner, d.A.), der ist anders, der hat sich etwas hochgearbeitet, aber ansonsten wollen sie ja gar nicht so ... Die Trinkhallen werden auch von immer mehr Türken übernommen, das ist alles nicht mehr das gleiche ... Ich habe nichts gegen Ausländer.“

Da der Ehepartner von Anna in der Süßwarenabteilung eines Großhandels gearbeitet habe, hätten sie erfahren, dass die Trinkhalle frei werden würde, da der vorherige Pächter verstorben sei. Sie mussten den Kiosk kaufen, aber er gehöre ihnen nicht. Bis heute sei nicht geklärt, wer der Eigentümer der Trinkhalle sei, da das Gelände Henninger gehöre.

Anna würde gerne Zeitungen verkaufen, aber die Zeitungshändler lehnen das ab, weil es genug Zeitungskäufer in der Nähe gebe.

Die Arbeit in der Trinkhalle habe sich gut mit der Kindererziehung verbunden. Ihre Kinder waren immer im Kiosk.

Die Öffnungszeiten haben sich so ergeben, da Ihr Vorgänger ähnliche Öffnungszeiten gehabt habe. Da Anna keine Zeitungen hat, lohne es sich nicht, früher öffnen. Hätte Anna Zeitungen im Angebot, würde sie auch früher aufmachen. Mittags mache Anna zu, weil sich das Geschäft nicht lohne. Einmal in der Woche schliesse Anna, um einzukaufen, da das Anliefern von Waren zusätzlich Geld kosten würde. Aus persönlichen Gründen habe sie dafür den Mittwoch ausgewählt. In der Familie gebe es niemanden, der ihr mittwochs helfen kann, eine andere Person einzustellen, lohne sich nicht. Urlaub mache Anna zwei bis drei Wochen im Jahr zu unterschiedlichen Zeiten, wie es sich gerade anbiete. Anna sei eigentlich Rentner und arbeite nur so zur Abwechslung.

Die Gäste kenne Anna nur über den Kiosk. Privat habe sie keine Kontakte zu ihnen. „Man weiß zwar, wie es manchen so geht, aber man hat nicht so viel mit ihnen zu tun.“ Alle Leute, die regelmäßig kämen, kenne Anna. Besondere Wünsche der Stammkunden erfülle sie gerne, z.B. führe sie bestimmte Zigarren. Sonst kaufe Anna nichts extra ein, „wenn ich es nicht habe, dann habe ich es auch nicht.“

Zweiter Teil

Die neuen Ladenschlusszeiten merke Anna als Trinkhallenbetreiber, „solche Gesetzesänderungen spürt man immer.“ Wenn Anna wegen dem Geld arbeiten würde, hätte sie vielleicht in dieser Situation aufgehört. Da Anna vor allem arbeite, um „ein bisschen Unterhaltung zu haben“, störe sie das weniger. Eine Vereinigung von Kioskbetreibern kenne Anna nicht. Außer dem nächsten Trinkhallenpächter kenne Anna keine weiteren. Sie sei wie jeder Gewerbetreibende Mitglied in der IHK (Industrie- und Handelskammer) und der Berufsgenossenschaft. Bei Problemen sei die IHK kein nützlicher Ansprechpartner, die IHK interessiere sich auch bei Rechtsstreitigkeiten nicht für Kioske.

Interview 8, Bülent

Bülent betreibt seit sechs Jahren die Trinkhalle in Bockenheim. Das Interview wurde am 6.4.2004 geführt und in Stichpunkten mitgeschrieben. Eine Aufzeichnung des Interviews wurde abgelehnt.

Bülent habe früher auf einer Baustelle gearbeitet. Da die Arbeit für ihn auf die Dauer zu schwer gewesen sei, habe er gezielt eine Trinkhalle als Arbeitsstelle gesucht und diese hier gefunden. Bülent habe diese Trinkhalle vom Vorbesitzer, einem Ägypter, gekauft. Seitdem arbeite er gerne jeden Tag ab 6.00 für 16 Stunden in dieser Trinkhalle, möchte aber nicht „ewig“ dort arbeiten. Vormittags helfe ihm zusätzlich seine Frau. In dieser Zeit schlafe er manchmal im Hinterraum.

Die Waren lasse er sich zum Teil liefern, den größten Teile kaufe seine Frau ein. Besondere Wünsche von Kunden würden von Bülent erfüllt. An besonderen Heimatspezialitäten biete Bülent türkischen Wein und Rakia an.

In den Sommerferien fahre Bülent mit der Familie (das Kind geht in die Schule, d.A.) für drei Wochen in die Türkei, um „Heimaturlaub“ zu machen. Bülent habe eine Art gymnasialen Abschluss in der Türkei gemacht, wo er anschließend als Eisenbieger auf Baustellen gearbeitet habe.

Nach Bülent habe es früher Probleme mit Nachbarn gegeben, die sich über den Lärm beschwert hätten, der von der Trinkhalle ausgegangen sei. Bülent habe dann aus eigener Initiative ein deutlich sichtbares Schild angebracht, eine vermeintliche Anweisung vom Ordnungsamt: „Der Aufenthalt nach 21.00 ist nicht gestattet.“ Da sich die Gäste auch nach dieser Zeit hier aufhalten wollten und dürften, verweise Bülent immer auf dieses Schild und die angebliche Anweisung des Ordnungsamts, um die Gäste zur Ruhe zu bitten. Die Gäste zeigten i.d.R. Verständnis, und so wiegen sie sich im Glauben, gemeinsam gegen die „Regeln des Ordnungsamts“ zu verstoßen. Heute gebe es keine Probleme mehr mit den Nachbarn. Bülent dulde es nicht, wenn die Leute zu laut würden. Ihnen erteile er Aufenthaltsverbot.

Interview 9, Cünet

Cünet betreibt seit etwa 20 Jahren die Trinkhalle in der Kuhwaldsiedlung. Das Interview wurde am 11.4.2004 geführt und auf Wunsch nicht aufgezeichnet.

Die Trinkhalle sei täglich außer mittwochs zwischen acht und 21 Uhr geöffnet. Er arbeite die meiste Zeit, nur selten helfe ihm seine Frau. Am Mittwoch kaufe er immer ein. Sein Tag an der Trinkhalle beginne gegen 7.30, Zeitungen müssten zurecht gelegt und Kaffee gekocht werden. Gleich nach acht kämen die ersten Gäste, meist Rentner, die Zeitungen kaufen. Diese Rentner seien auch die Stammkunden. Arbeiter auf dem Weg zur Arbeit kämen wenige, nach der Arbeit kämen mehr, aber unregelmäßig. Im diesem Viertel wohnen auch fast nur Rentner. Seit Jahren kämen zu jeder Uhrzeit fast immer die gleichen Leute, so habe sich in den vergangenen 19 Jahren eigentlich nichts verändert, außer dass die Kunden immer weniger wurden. Die Alten stürben und Jüngere kämen kaum. Probleme mit Nachbarn oder dem Ordnungsamt habe es nie gegeben.

Während seinem Studium habe er bei vielen Firmen im Rhein-Main-Gebiet gearbeitet, u.a. bei Opel. Nach seinem Ingenieursstudium in Deutschland habe Cünet lange keinen Arbeitsplatz gefunden, so habe er sich entschlossen, eine Trinkhalle zu pachten. Er habe bei Binding angerufen, die ihm u.a. diese Trinkhalle zu Pacht angeboten hätten. Gegen eine Abstandzahlung an die vorherige Pächterin habe Cünet 1984 die Trinkhalle übernehmen können.

Mit der Trinkhalle könne man keine Familie mehr ernähren, sie seien darauf angewiesen, dass auch seine Frau einer Arbeit nachgehe. Die Waren an seiner Trinkhalle könne Cünet, mit der Ausnahme des Biers, frei auswählen. Andere Biersorten als Binding dürfe er nicht verkaufen. Bei der Auswahl der Produkte richte Cünet sich ausschließlich auf die Nachfrage ein. Spezielle Produkte für einzelne Kunden habe Cünet nicht, würde sie aber bei Nachfrage besorgen.

Pfarrer Dohrmann habe bestimmten armen Leuten einen Gutschein gegeben, so dass sie sich an seiner Trinkhalle etwas zu essen und zu trinken holen können. Cünet wisse nicht woher diese Leute kommen. Diese Praxis habe der jetzige Pfarrer fortgeführt.

Urlaub mache Cünet drei Wochen im Jahr. In dieser Zeit bleibe die Trinkhalle geschlossen. Jemanden für diese Zeit oder am Ruhetag einzustellen mache keinen Sinn, es gebe auch niemanden aus der Familie.

Den Anbau und die Toilette habe Cünet allein mit Unterstützung der Brauerei errichtet. Das Gelände, auf dem die Trinkhalle stehe und die Fläche bis zum Bürgersteig gehöre zur Trinkhalle. Hier habe Cünet Hausrecht. Er achte darauf, dass die Trinkhalle ein Ort bleibe, wo man ruhig sein Bier trinken könne. Bestimmte Leute wolle er hier nicht haben.

Private Kontakte habe Cünet zu den Kunden kaum. Cünet kenne die Leute vor allem vom Kiosk. Zu wenigen feiern sei Cünet eingeladen.

Interviews mit den Gästen:

Interview 10, Dieter

Das Interview mit Dieter wurde am 10.3.04 geführt und auf Tonband mitgeschnitten. Dieter ist ca. 60 Jahre alt, er lebt seit knapp 20 Jahren allein, von seiner Frau getrennt.

„Seit 18 Jahren verkehre ich an dem Wasserhäuschen. Früher war ich kein Freund von Wasserhäuschen, da habe ich einen großen Bogen drum gemacht. Die Siedlung ist gewachsen. Das Wasserhäuschen ist (in dieser Siedlung, d.A.) ein sozialer Treffpunkt, hier verkehren ganz normal Leute.“ Es kämen viele Leute von der Arbeit, die an dieser Trinkhalle ihren Feierabend verbringen. „Ich trinke hier morgens immer meinen Kaffee. Hier gibt es immer verschiedene Mannschaften, die hier stehen, manchmal steht man auch allein, man unterhält sich mal mit dem, mal mit dem. Wenn man allein ist, unterhält man sich mal mit ... dem Wirt.

...
Es merkt einer ganz schnell, wenn er da nicht so sehr willkommen ist, wenn er sich blöd aufführt oder so ein Besservisser ist.“ Auch Leute, die laut stritten, seien nicht willkommen. „Dabei wird keiner direkt weggeschickt, man verhält sich gegenüber Unwillkommenen dann dementsprechend, aber kommen kann erst mal jeder. Hier kommen ganz normale Leute, auch Akademiker. Die Gesprächsthemen sind wie in einer Kneipe, man unterhält sich über alles. Jemand wirft ein Thema in Runde, entweder es wird diskutiert oder halt nicht. «Braune» gibt es an diesem Wasserhäuschen nicht. Hier wird auch keiner wegen seiner Herkunft schräg von anderen Leuten angeguckt. Manche Leute kennen sich schon seit 50 Jahren, man kennt sich, man sieht sich, man schätzt sich

...
Es gibt Lottogemeinschaften hier ... Zum Fußball wird regelmäßig gewettet, jeder zahlt in einen Topf (zwei Euro, d.A.), der Gewinner des Jackpots gibt, wenn er anständig ist, dann jedem einen aus, der mitgespielt hat, manchmal auch zwei ... Wenn einer stirbt, wird gesammelt. Wir sammeln nicht für einen Kranz, sondern für den Verein für krebskranke Kinder.

...
Einmal kommt man halt mal hin, ob für zehn Minuten oder eine halbe Stunde, guckt wer da ist. Wenn mal jemand nicht kommt, besonders bei Älteren, macht man sich schon mal Gedanken. Da man weiß, wo die Leute wohnen, geht man auch mal rüber und schellt, fragt, was los ist oder fragt die Nachbarn. Einige melden sich beim Wasserhäuschen ab, wenn sie mal nicht kommen, dann weiß man Bescheid ... Hier gibt's auch das Haus Kubwald, das ist ein etwas teurerer Schuppen, da wird es auch nicht so gern gesehen, wenn man am Tresen sitzt. Da geht man eher zum Essen hin, aber wir essen eher zu Hause, wir saufen nicht nur.

Wenn einer eine Hose zum ändern hat gibt er sie Cünet (der Betreiber, d.A.), der gibt sie weiter an den Heinz, der ist Schneider, der repariert das dann. Cünet ist so ein kleiner Vermittler, er ist sehr diskret, wie man das auch erwartet. Cünet weiß viel, ohne es unbedingt weiter sagen zu müssen.

...
Ich bin auch im Kleingartenverein hier aktiv. Bis letztes [Jahr] war ich (12 Jahre lang, d.A.) im Kirchenvorstand in der Dreifaltigkeitsgemeinde. Der damalige Pfarrer Dohrmann hatte mich gefragt, ob ich nicht Lust dazu hätte.“ Dohrmann habe ihn öfter an der Trinkhalle und in der Kirche getroffen und gesehen, dass er sich sehr gut mit den anderen Gästen der Trinkhalle verstanden habe. „Dohrmann und Cünet haben sich sehr gut verstanden, weil Cünet sein Wasserhäuschen unter Kontrolle hat. Der Dohrmann ist mit den Leuten (Bedürftigen, d.A.) ans Wasserhäuschen, bei Cünet konnten sie sich was zu essen holen, er hat das dann aus der Kirchenkasse bezahlt oder es gab Gutscheine für Kaffee und Rindswurst.

...
Außerdem spiele ich noch Banjo, ich lese gerne, geh gerne in die Oper [und] ins Theater [oder] zum Sonntagsjazz am Südbahnhof. Ich interessiere mich für Sprachen (Englisch, Spanisch, d.A.).

Ich bin als Deutscher in Spanien aufgewachsen. Ich wohne seit 1980 hier. Ich wohne allein. Meine Verwandten wohnen nicht in der Nähe (sie wohnen in Madrid und Stuttgart, d.A.) ... Manchmal gehe ich auch in andere

Kneipen. Außerdem gehe ich manchmal zum Wasserhäuschen in die Kiesstraße, zur Margot, nach dem Einkauf, wenn ich mal in der Nähe bin oder auf dem Nachbarweg. [Dort] ist es gemütlich, [es] gibt keinen Krawall, ich stehe z.B. nicht gern an der Galluswarte ... Zu Doctor Flotte oder zur Margot gehe ich eher allein. Ich habe einen Kumpel, mit dem ich öfter [im] alten Hafenkasten essen ... Ich bin nicht nur aufs Wasserhäuschen fixiert, morgens trinke ich hier meinen Kaffee, nach dem Spaziergang mit dem Hund lese meine Zeitung und guck halt, wer da steht ... Zur Trinkhalle bin ich gekommen, weil ich hier wohne ... Das Wasserhäuschen in der Kubwaldsiedlung war mein erstes, es hat sich nichts anderes angeboten, ich kommuniziere gerne mit Menschen und das ist das gefundene soziale Happening ... Zum Teil kannte ich die Leute vom Wasserhäuschen, von Fußballspielen oder es waren Nachbarn ... Als ich noch mit Krawatte und Hemd unterwegs war, fand ich das nicht so passend.

Hin und wieder, vielleicht ein oder zwei Mal im Jahr, machen wir im Sommer einen Ausflug ins Brombacher Tal (Hintertaunus, d.A.). Die Ausflüge sind spontane Ideen, [sie] werden nicht lange im Vorhinein geplant. Da sind auch Kinder dabei. Das ist dann so ein verlängertes Wochenende, ich nehme meine Gitarre mit, dann wird gesungen, gegrillt, alles ganz gesittet. Im Sommer gibt es auch ganz spontane Ausflüge mit dem Fahrrad nach Althöchst oder zur Praunheimer Brücke, [dort] betreibt jemand ein Wasserhäuschen, der früher in der Kubwaldsiedlung eines betrieben hat. [Es] geht nicht nur um die Trinkerei, hier trinken manche Leute auch nur Wasser ... Ich wohne seit 1980 hier. In den ersten zwei, drei Jahren bin ich noch nicht ans Häuschen, [aber dann habe ich] mir gedacht, bevor ich jedes Mal nach Bockenheim oder Rödelheim fahren muss, gehe ich halt hier hin. Wir stehen ja nicht den ganzen Tag da, mal eine oder zwei Stunden ... Es sind eigentlich seit 18 Jahren die selben Leute am Häuschen, auf der einen Seite sterben die älteren oder sie kommen nicht mehr, weil sie kein Geld mehr haben oder sich zu alt fühlen. Auf der anderen Seite kommen jüngere nach. Hier stehen mittlerweile Leute, die ich kenne, als sie noch im Kinderwagen lagen.

...

Cünet sorgt dafür, dass es nicht laut ist, hier gab es eigentlich noch keine Probleme. Mit den Laufkunden haben wir auch keine Probleme, dumme Sprüche gegenüber Frauen oder Ausländern gibt es hier nicht. Es gibt Wasserhäuschen, da werden die Leute angepöbelt, das passiert hier nicht. Aus eigenem Interesse sorgen wir dafür, dass nichts passiert, die Leute werden in ihre Schranken verwiesen, aber ausschließlich verbal, handgreiflich musste bis jetzt niemand werden. Hier weiß jeder, wieviel er zu trinken hat.

...

Ich komme mindestens einmal am Tag an die Trinkhalle ... Wenn die Trinkhalle um 21.00 zu macht, gehen alle heim. Morgens sind immer die selben Leute da, wir reden kurz und gehen dann wieder unserer Wege. Wenn ich sonst mit dem Hund mal so vorbeikomme, um zu gucken und da stehen Leute, die mir nicht passen, dann gehe ich heim, [was] ... für mich nicht weiter schlimm [ist].

...

Cünet ist ein eingedeutschter Türke ... [Es] kommen auch Ausländer, gestern war ein Pole mit seiner Frau da, ... die sind integriert, die sprechen auch alle deutsch ... Cünet kommt immer mal raus, wenn er mal eine rauchen will, er mag in seinem Laden nicht rauchen. Cünet ist integriert. Wenn jemand Geburtstag feiert, ist auch Cünet eingeladen, ... seine Frau (arbeitet in dieser Zeit, d.A.) am Kiosk.

Bei uns gibt's keinen Rassismus, Worte wie Kanacke sind bei uns verpönt. Wir reden über Gott und die Welt, Fußball, Politik, ... da kommt eins nach dem anderen. Da gibt es Leute, die wiederholen sich, es gibt Themen, die immer wieder kommen, von besseren Zeiten, von früher.“

An den vergangenen beiden Sonntagen sei ein Neuer gekommen. Dieter spreche Neuankömmlinge i.d.R., etwa so, an: „Komm doch mal rein und sag doch mal was.“ Er habe draußen gestanden und mit niemanden geredet. „Wenn ich keine Kommunikation will, dann bleibe ich daheim in meinem stillen Kämmerchen. Kommunikation ist der Zweck eines Wasserhäuschens, das ist ein Treffpunkt, man kommt, trinkt sein Bier und geht wieder, das ist eine gewisse Neugierde.“

...

Manchmal ... [ist es hier wie] an einer kleinen Jobbörse, hier gibt's Weißbinder, Elektriker, Mechaniker, einer kennt fast jede zweite Wohnung in der Siedlung, weil er halt gebraucht wird ... Rabauken haben wir hier nicht, hier gibt es nur Wortgefechte, mehr nicht. Wir sorgen dafür, dass hier keine Unordnung herrscht, dass alles sauber bleibt.

...

Schade wäre es, wenn Cünet weg wäre.“ Sie könnten es nicht verhindern, er wüsste nicht, wer sich bereit erkläre die Trinkhalle zu übernehmen. „Wenn jemand Geburtstag hat, dann geht [dieser] zum Wirt [gibt ihm Geld] und sagt, dass er den Leuten einen ausgeben soll. Dabei weiß Cünet, wem er einen ausgeben soll und wem nicht.

...
Eigentlich gibt es keine Absprachen, ob man sich am Wasserhäuschen trifft, man weiß wann wer kommt ... Frauen sind selten, aber willkommen ... Während der Messezeiten kommen öfter mal Messeaufbauer -abbauer, manche kommen alle Jahre wieder ... Wassertrinker sind kein Problem, es gab mal jemanden, der aus dem Entzug kam, da haben wir darauf geachtet, dass er keinen Alkohol trinkt ... Einer der Gäste hat sich mal aufgehängt, man kann halt doch nicht in die Leute reingucken, bei ihm hätte niemand gedacht, dass so etwas passiert.“

Interview 11, Emil

Das Interview mit Emil wurde am 26.3.04 geführt und auf Tonband mitgeschnitten. Emil ist 67 Jahre. Er ist geschieden und lebt gemeinsam mit seiner Freundin in der Kuwaldsiedlung.

„Ich gehe seit 1950, seitdem ich hier wohne, an Kioske ... Ich habe damals für [den] Großvater und [den] Vater Rauchmaterial und Getränke eingekauft ... [Früher] gab es hier zwei Metzger, ein Feinkostgeschäft, einen Bäcker, zwei Obstläden, einen Schuster, eine Schreibmaschinenreparaturwerkstatt, zwei Edeka, einen Konsum, einen Schademarkt und zwei Friseure ... Früher gab es hier vier Kioske, das Jöst-Hüttchen am Friedrich Naumann Platz, dann gab es in der Müllerstraße einen Kiosk, dann gab es zwei Kioske an der Messe Halle 9, bei der Unterführung Theodor Heuss Allee, rechts und links, einen am Henrichsweg bei der Emser Brücke.

Damals war die hohe Bauzeit hier [im] Kuhwald. [Der] Kuhwald war in Trümmern, die Bauhandwerker sind damals dahin gegangen ... Die hatten damals auch von 6-22 Uhr [geöffnet], die einen haben früher angefangen, die anderen später aufgehört, im Sommer waren die Kioske länger offen ... Die Kneipe gibt es seit 1956 (Name der Kneipe: „Kuhwaldklaus“, d.A.), das Haus Kuhwald war früher [eine] Vereinsgaststätte. Heute ist es eine normale Gaststätte mit Kegelbahn.“

Die Trinkhalle sei im besonderen für die Rentner ein Treffpunkt. „Seit 1950 haben Rentner und die Bauhandwerker an der Trinkhalle dominiert ... und dann Leute von der Messe. Von der Messe kommen heute so gut wie keine Leute mehr her. Nach Feierabend kommen auch jüngere Leute. Von den Rentnern sind viele gestorben, es kommen weniger neue Rentner hinzu, als dass Alte sterben ... Der Kuhwald hat viele Einwohner verloren.

...
Ich bin in anderen Vereinen oder der AWO nur Mitglied, nicht aktiv. Im Garten bin ich etwas aktiv. Zum Kiosk gehe ich morgens hin und abends, mittags ist tote Hose. Früher, als ich noch gearbeitet habe, bin ich kaum an den Kiosk gegangen. Ich bin Elektriker, da habe ich immer ein wenig nebenbei gearbeitet und so keine Zeit für den Kiosk gehabt. Jetzt gehe ich hin, weil ich Zeit habe. Genügend Geld habe ich für den Kiosk. Ich gebe ja auch nicht so viel da aus. Ich trinke da ja keine zehn Bier am Tag, sondern drei oder vier ... Wir, die da hingehen, gehen alle außer mittwochs regelmäßig hin ... In Gastwirtschaften gehe ich nur sonntags oder zu Geburtstagen, eher in Ausnahmefällen. Und wenn die Trinkhalle am Mittwoch zu hat, gehen wir zu mir in den Keller oder in den Garten, je nach Wetter.

...
Die Leute an der Trinkhalle kenne ich überwiegend alle aus dem Kuhwald ... Für die Trinkhalle zieh ich mich nicht um, [ich gehe mit] Alltagsklamotten, im Sommer ... mit Gartenklamotten hin. [An die Trinkhalle gehe] ich vormittags ... und nachmittags, nach dem Frühstück, so neun bis elf, nachmittags so ab vier bis fünf oder halb sechs, je nachdem, wer da ist. Man kommt zu [dieser] Zeit, weil man dann die trifft, die man treffen will. Letztendlich weiß man nie, wer kommt, aber es gibt ein paar, die treffen sich halt morgens und nachmittags, die sieht man dann halt. Nach 18 Uhr ist es mir zu unruhig, ... da gehe ich nicht hin.

...
Man geht nicht an die Trinkhalle, um bestimmte Sachen zu erfahren, aber dort hört man am meisten, man geht nicht hin, um zu [einem bestimmten] dem Thema etwas zu erfahren, möglicherweise ergibt es sich irgendwann.

Als es noch mehrere Trinkhallen gab, gab es eine Aufteilung: die Arbeiter sind dahin, die Beamten dahin, das war so eine gewisse Statusfrage. Heute ist das gemischt, heute ist das kein Problem mehr ... Der Herr Dohrmann,

der war ein bisschen anders eingestellt, er hatte Schwierigkeiten, weil seine Frau Inderin war, die Leute haben das schlecht angenommen.

1980 gab es eine Unterschriftenaktion gegen das Jösthäuschen. Das Problem war, dass die Trinkhalle am Spielplatz stand und keine Toilette hatte und so haben die Leute in die Büsche gepinkelt. Wir haben Jahre um eine Toilette gekämpft, bei der Stadt, bei der SPD, bei der CDU ... Es wurde eine Scheinadresse angegeben, da und da geht man auf die Toilette, um den Kiosk zu behalten. Das Problem war, dass viele Gäste von diesem Kiosk nicht im Kuhwald wohnten, die konnten nicht einfach beim aufs Klo gehen, das waren Leute, die auf der Messe gearbeitet haben oder so. Heute steht da in der Nähe ein Dixi, aber nicht wegen einer Trinkhalle, sondern wegen dem Straßenstrich.“ Cünet hatte erst nur eine Toilette für sich, später hat er dann für andere eine gebaut, Binding habe einen Teil der Kosten übernommen.

„Das Publikum an der Jöst Hütte war auch problematischer als das hier. Hier hat Cünet schon immer aufgepasst, dass es immer ruhig bleibt. Bei Cünet konnten [Bedürftige] Gutscheine [in Höhe von 10DM] gegen etwas zu essen einlösen. Hier gibt es kein Problem mit anderen Gästen, eigentlich sind alle akzeptiert.

...
Wenn es die Trinkhalle nicht mehr geben würde, würde ich mein Bier zu Hause oder im Garten trinken, Kneipen wären mir auch zu teuer ... Der Martin, der hat früher hier im Kuhwald gewohnt, jetzt hat er keine Beine mehr und wohnt in einer behindertengerechten Wohnung (in Bonames, d.A.). Der lässt sich immer wieder hierher fahren (mit einem Fahrdienst, d.A.), um mit uns einen zu trinken, der fühlt sich halt hier an der Trinkhalle zu Hause ... Derjenige mit dem Blutsturz, der war erst in der Intensivstation, da kann ihn ja keiner besuchen, dann war er in der Reha, jetzt wird er von zwei Pflegerinnen gepflegt, besuchen tu ich den nicht, der erkennt mich ja auch nicht ... Zur Beerdigung geht man dann ... Man macht selten Besuche im Krankenhaus ... Mich würde schon jemand besuchen.

Wenn es mir am Kiosk zu laut wird, gehe ich fort, aber am nächsten Tag ist alles wieder in Ordnung, man ist nicht nachtragend ... Meine Lebensgefährtin kommt nur an die Trinkhalle, um mal Illustrierte oder Eier einzukaufen. Manchmal bleibt sie auch kurz, andere Frauen sind selten da. Fernsehen guck ich selten, wir haben die FR im Abo und kaufen ein paar Illustrierte.

...
So was wie Trinkregeln gibt's nicht, was ist das überhaupt? ... Ich bin kein Kneipentyp, ich stehe lieber. Seit meinem Autounfall kann ich nicht mehr so gut sitzen, mich stört der Rauch, obwohl ich selber rauche, ich spaziere lieber so hin und her ... Ich bin seit zwei Jahren Rentner, seitdem gehe ich öfter hin ... Man trifft sich, immer so um die gleiche Zeit, man kennt die Leute eigentlich nur beim Vornamen ... Weihnachten verbringen manche Junggesellen zusammen, ich mit meiner Freundin. Die Hälfte aller Gäste ist geschieden, ich bin seit 1979 geschieden, meine Freundin kenne ich von früher, wir waren als Kinder Nachbarn, unsere Eltern waren befreundet.“

Interview 12, Farid

Das Interview mit Farid wurde am 29.3.04 geführt und auf Wunsch nicht auf Tonband aufgezeichnet. Farid ist gebürtiger Nordafrikaner, er kam 1996 nach Deutschland. Seitdem wohnt Farid in Frankfurt, aber erst seit drei Jahren in der Nordweststadt. Farid ist verheiratet und hat ein Kind.

Manchmal gucke er aus dem Fenster, um zu sehen, ob die Trinkhalle schon offen habe, denn manchmal mache sie etwas später auf. Die Trinkhalle sei für Farid ein Ort der Freiheit, man könne kommen und gehen wann man will. Farid sei Arbeit suchend, er übe keine Nebenaktivitäten aus und habe kein Interesse an Kino oder Theater. Farid gehe nur zu dieser Trinkhalle. Er komme nur hierher, um zu reden, hier an der Trinkhalle, sei er zufrieden. Sie sei die nächste zu seiner Wohnung, andere in der Gegend befindliche Trinkhallen habe Farid in diesem Viertel nicht kennen gelernt, diese hier sei sehr nett und sehr sonnig gelegen. Außerdem seien die Leute in Ordnung.

Früher habe Farid in einem anderen Stadtviertel Frankfurts gewohnt. Seine Schwester wohne noch da. Wenn Farid sie besuche, sei er noch öfter zu seiner ehemaligen Stammtrinkhalle gegangen, die mittlerweile leider geschlossen habe.

Farid sehe die Leute von der Trinkhalle nur dort, kenne sie nicht aus anderen Zusammenhängen und möchte sie auch nicht weiter kennen lernen. Wenn jemand nicht komme, frage man, aber er würde nicht bei dem Fehlenden vorbeigehen oder ihn im Krankenhaus besuchen, andere würden das auch nicht machen. Man frage die Leute nicht, woher sie kommen und so lasse man sie auch gehen. „Beim Kiosk ist das Hallo und Tschüs.“ Wenn jemand stirbe, dann erfahre man lediglich die Nachricht. Farid gehe nicht auf die Beerdigung. Farid würde nie jemanden zu sich nach Hause einladen, „zu Hause ist privat, Kiosk ist Kiosk.“ Er komme eher abends, weil da bestimmte Leute anwesend seien, v. a. Arbeiter.

Als Farid noch gearbeitet habe, sei er aus Zeitmangel seltener am Kiosk gewesen. Farid komme einfach so hierher. Als Ausländer habe er manchmal Probleme, hier am Kiosk aber nicht. Wenn die Trinkhalle schliesse, trünke er sein Bier zu Hause. An der Trinkhalle rede man über Neues, Fußball, Politik. Die Trinkhalle sei für Farid kein Arbeitsvermittler. In Spanien, wo er eine Zeitlang gewohnt habe, sei das anders, da finde man in Kneipen Arbeit. Hier seien die Leute geschlossener. Wenn die Trinkhalle abends schliesse, säßen manche Leute noch mit einem Bier hier, was sie sich kurz zuvor gekauft hätten. Die Trinkhalle sei für ihn nichts besonderes, sie sei Alltag, Routine, denn man träfe hier immer die selben Leute. Farid ginge auch noch hierher, wenn er mehr Geld verdienen würde. Vermutlich käme er dann seltener und gäbe das Geld lieber in einem spanischen Restaurant für Essen aus. An diese Trinkhalle kämen Rentner, Arbeitslose und Arbeiter, wirklich Reiche kämen nicht. Farid gehe an der Trinkhalle niemandem aus dem Weg. Im Winter käme er auch, schließlich könne man kann nicht jeden Tag für 24 Stunden seiner Frau zusammen sein. Bier trinkt er auch zu Hause, jedoch weniger, eher Wein zum Essen.

Interview 13, Gregor

Das Interview mit Gregor wurde am 12.4. 2004 geführt und mit Tonband aufgezeichnet. Gregor ist 34 Jahre, er lebt seit kurzem mit seiner Freundin in Frankfurt.

„Mein Alltag, naja, viel Arbeit, Fernsehen gucken, Talkshows. Normal bin ich Schlosser. Zur Zeit bin ich arbeitslos. Ich war zweimal in der Weiterbildung und habe darüber immer wieder einen Job gefunden, einmal Lagerbau, als Lagerarbeiter im Stahllager, ... Ich habe relativ wenig getan, um einen Job zu finden. Ich will nicht für unter neun Euro die Stunde arbeiten, das bin ich mir einfach wert, so gebe ich halt zum Staat und sage: «Rückt mir mal ein paar Mäuse rüber», gerade wenn ich den Job gelernt habe und schon ewig drin gearbeitet habe ... Seit dem ich hier in der Frankfurter Gegend bin, bin ich schlecht in eine Firma rein gekommen. Ich hatte zwei, drei Mal eine Chance, irgendwo anzufangen. Ich bin aber immer wieder in der Probezeit entlassen worden. Ich will jetzt irgendwo einen Schweißerkurs machen auch, um wenigstens bei einer Zeitarbeitsfirma unter Vertrag zu kommen, andere seriöse Dinge kann man vergessen, man muss nur in die Zeitung gucken, dann [weiß man], was abgeht, die entlassen ja permanent.

...

Ich fahr nur auf Festivals, das ist ein Highlight, manchmal gehe ich in die Batschkapp oder ins Nachtleben. Ich gehe relativ regelmäßig ins Kino. Ich gehe hier nur an den Kiosk, weil es hier keine Kneipe gibt. Wenn es mal so eine kleine [Kneipe] gibt, wie die daneben, die jetzt wieder offen ist, das find ich schon ok. Ab und zu muss man auch mal raus gehen, über Fußball quatschen und ein Bier saufen, z.B. mit dem Jonas.

...

Ich bin viel im Kuhwald unterwegs ... Ein Auto habe ich nicht. Meine Freundin, die ich in Dresden kennen gelernt habe, ist wegen dem Job hierher gezogen, ich bin hinterher ... Ich habe noch einen Kumpel, mit dem ich zu Konzerten gehe, das ist auch so ein Metalfreak. Viele Kumpels habe ich nicht, zwei, drei, ... Ich bin lieber zu Hause, als dass ich manche vom Kiosk sehe. Ich gehe halt einfach mal zum Kiosk, um mein Bier zu trinken ... Ich bin durchs Trinken an die Trinkhalle gekommen. Als ich gekommen bin (Gregor war damals neu in Frankfurt, d.A.), bin ich halt hier rumgelatscht und habe geguckt, wo man mal auf die Schnelle ein Bier saufen kann. Im Kuhwald gibt's nur den Griechen da vorne und die Pizzeria ... Was hier fehlt, ist halt so eine geile Kneipe, wo man rein gehen kann, ein Bier trinken kann, ein bisschen quatschen kann und dann wieder heimgehen kann. Das Rumstehen am Kiosk ist eigentlich saudämlich. Das ist eher so eine Alternativ-Schenke, würde ich sagen.

In die Kneipe, die es bis Januar gab, bin ich zwei oder drei Mal rein, aber die Leute da drin, die waren unfreundlich, die waren mir zu doof ... In die Kneipe gingen andere Leute als an den Kiosk. Am Kiosk, die haben

voll ihre Gewohnheiten, der eine steht immer an der selben Stelle usw. ... An den Kiosk gehe ich, seit dem ich hier wohne. Mit Jonas verabrede ich mich, um an den Kiosk zu gehen, z.B. per SMS. Ich bin eigentlich nur gemeinsam mit Jonas am Kiosk. Der [jeweils] andere sagt eigentlich nie nein, für ein Bier ist immer Zeit, wir stressen uns dann gegenseitig, ich bin selten ohne ihn da. Ich gehe viel zu oft an den Kiosk, so alle zwei Tage ... Wenn ich einkaufen gehe, gehe ich halt noch mal an den Kiosk ... Ich gehe da für ein Bier oder drei Bier hin, je nach Lust und Laune. Festgelegte Uhrzeiten, wann ich an den Kiosk gehe, gibt es nicht, aber meist eher nachmittags. Ich gehe hin, wenn ich Lust auf ein Bier habe ... Wenn ich komme und es stehen bestimmte Leute am Kiosk, trinke ich nur ein Bier und gehe gleich wieder nach Hause. Ich gehe [auch] hin und wieder auf dem Heimweg vom Döner oder so noch mal am Kiosk vorbei.

...

Bei [diesem] Kiosk gibt es ein regelrechtes Zeremoniell bei Beerdigungen, die geben vor allem zu Beerdigungen, nicht ins Krankenhaus ... Konflikte am Kiosk gibt es selten, die Leute und Cünet achten sehr darauf, dass es nicht laut wird, damit sich die Nachbarn nicht beschweren ... Konflikte, na ja es gibt halt dann Grüppchenbildung.“ Zu Konflikten komme es eher zwischen jung und alt, „das sind klassische Konflikte, der eine weiß es halt besser als der andere, das zieht sich zwischen jung und alt ... Letzte Woche kam der Heinz an den Kiosk und hat gehult, weil sein Sohn gestorben ist, das wissen nur Jonas und ich ... Jonas habe ich am Kiosk sehr schnell kennen gelernt, der ist ungefähr zur gleichen Zeit wie ich hier hergezogen. Wir haben uns dann auch häufig gegenseitig besucht ... Der Kiosk ist mir nicht so wichtig, wenn es ihn nicht gäbe, hätte ich hier zu Hause mein Bier stehen ... Verwandte habe ich keine hier ... Wenn Cünet zu machen würde, dann wäre für mich Kneipe angesagt. Wenn die Kneipe jetzt wieder aufmacht, gehe ich da rüber und gucke samstags Fußball.“